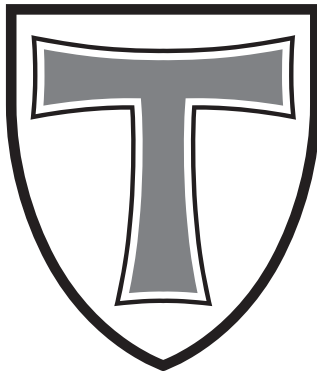


**Jahrgang 37
2004**

**Herausgeber:
Präsidenten der
Justus-Liebig-Universität Gießen
und der
Gießener Hochschulgesellschaft**



Gießener Universitätsblätter

**Druck und Verlag:
Brühlsche Universitätsdruckerei Gießen**

Wir danken allen Firmen, die unsere Förderbemühungen durch Anzeigenaufträge unterstützen. Unsere verehrten Leser bitten wir, die Anzeigen zu beachten.

Inserenten: Faber-Management
Schunk Group
Sparkasse Gießen
Veritas AG

Herausgeber Präsidenten der Justus-Liebig-Universität Gießen
und der Gießener Hochschulgesellschaft

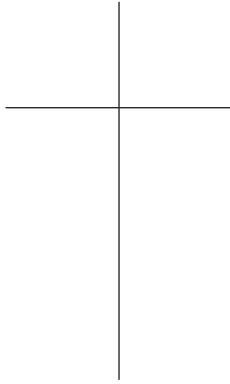
Schriftleitung Prof. Dr. Jost Benedum †
Jheringstraße 6, 35392 Gießen

Redaktion PD Dr. Irmtraut Sahmland
Stephanstraße 41, 35390 Gießen
Telefon (06 41) 99-4 77 04 (99-1 20 95)

Druck und Verlag Brühlsche Universitätsdruckerei Gießen

Inhalt

I. Berichte der Gießener Hochschulgesellschaft	5
II. Beiträge	13
<i>Eckart Voland, Jan Beise</i> Bilanzen des Alters – oder: Was lehren uns ostfriesische Kirchenbücher über die Evolution von Großmüttern?	13
<i>Kerstin Kreutz, Marcel A. Verhoff</i> Gesichtserkennung oder der etwas andere Sinn des Menschen	23
<i>Matthias Recke</i> Vom Nil an die Lahn – die Ägyptiaca der Ludoviciana	31
<i>Hans-Dieter Klenk</i> Rudolf Rott (1926–2003) – Ein Leben für die Virusforschung	40
<i>Günther Klaus Judel</i> Der Liebigschüler Carl Vogt als Wissenschaftler, Philosoph und Politiker	50
<i>Wilfried Behrens</i> Stadt, Studierende und ein Szenario	57
<i>Matthias Ried, Christina Bader, Christiane Hofmann</i> Prävalenz und Korrelate des Schulschwänzens an allgemeinen Schulen aus der Sicht der Schüler und Lehrer	65
III. Berichte geförderter Projekte	75
<i>Manuel Heinrich</i> Das Liebig-Jahr 2003 in Gießen: Veranstaltungen zum 200. Geburtstag Justus Liebigs ...	75
<i>Uta-Sophie Adorf-Kato</i> Die Kammerkonzerte in der Aula der Universität	79
<i>Dietmar Rösler, Nicola Würffel</i> Von Gießen in die ganze Welt. Das Fach Deutsch als Fremdsprache in Lehre und Forschung	85
<i>Armin Bohnet</i> Polen auf dem Weg zum föderativen Staat?	93
<i>Sascha Feuchert</i> Oskar Singer, der Kisch von Łódź	97
<i>Heiner Goebbels</i> atw en suite – ästhetische Feldforschung in Kassel	101
<i>Jörg Riecke, Natalia Savitskaia, Britt-Marie Schuster</i> Deutschsprachige Zeitungen in Mittel- und Osteuropa. Eine internationale Fachtagung in Schloss Rauschholzhausen	103
IV. Personalnachrichten der Justus-Liebig-Universität Gießen	108
V. Biographische Notizen	111



EHRENTAFEL

Die Gießener Hochschulgesellschaft trauert um
ihre verstorbenen Mitglieder

Prof. Dr. Jost Benedum, Lützellinden

Prof. Dr. Dieter Gaier, Gießen

Prof. Dr. Oskar Grüner, Molfsee/Kiel

Prof. Dr. Herbert Kötter, Lollar

Dr. Karlheinz Küthe, Gießen

Maria Otto, Wetzlar

Dr. Asmus Reiche, Marburg

Prof. Dr. Rudolf Rott, Gießen

Dr. Michael Seyfahrt-Stubenrauch, Gießen

Bericht des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität für die Gießener Hochschulgesellschaft

**Sehr geehrter Herr Dr. Maaß,
sehr geehrter Herr Professor
Hoffmann, sehr geehrte
Damen und Herren,**

wie jedes Jahr erstatte ich Ihnen gerne Bericht über den Stand der Dinge an der Justus-Liebig-Universität. Dies umso mehr, als ich denke, dass es ein erfolgreiches Jahr war.

Auch im vergangenen Jahr hielt der Anstieg der Zahl der Studierenden unvermindert an. Während in den Naturwissenschaften ein leichter Anstieg der Zahl der Studienanfänger zu vermerken war, waren es in diesem Jahr vor allem die Ernährungswissenschaften, die besondere Attraktivität auf die Anfänger ausübten. In der Rechtswissenschaft standen wir vor einer neuen Situation durch die Aufhebung des Numerus clausus und die Zuweisung durch die ZVS. In der Tat gelang es der Rechtswissenschaft die Zahl der Studierenden zu halten – ein Zeichen dafür, dass Gießen als Studienstandort sich auch ohne die Zuweisungen durch die ZVS behaupten kann.

In der Forschung standen alle vier Sonderforschungsbereiche der Universität zur Wiederbegutachtung an. Hier gilt es zu bedenken, dass gerade bei Sonderforschungsbereichen die Wettbewerbssituation bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft noch wesentlich härter geworden ist. Auch etablierte Sonderforschungsbereiche werden häufig nicht verlängert. Umso bemerkenswerter ist es, dass allen Gießener SFBen eine weitere Förderungsperiode bewilligt wurde. Ebenso bewilligt wurden zwei neue Graduiertenkollegs der DFG, eines zur Mediengeschichte und ein weiteres gemeinsam mit Marburg im Bereich der Psychologie. Der hervorragende Ruf der Gießener Li-



teraturwissenschaftler wurde bestätigt durch die Bewilligung eines internationalen Graduiertenprogramms des DAAD.

Die finanzielle Situation der JLU ist gekennzeichnet durch die neue leistungsorientierte Mittelzuweisungsformel des Landes Hessen (LOMZ), nach der 80% der Grundfinanzierung durch die Zahl der Studierenden und weitere Mittel durch Leistungen in Forschung und Lehre zu finanzieren sind.

Trotz nominell höherer Zuweisung des Landes an die JLU sind die finanziellen Spielräume der Universität durch die gleichzeitige Übertragung von Aufgaben, z.B. in der Graduiertenförderung, deutlich eingeschränkt. Es zeichnet sich bereits ab, dass diese Formel die Finanzierung der Forschung nicht in angemessener Weise erlaubt. Auf der anderen Seite muss ich aber auch darauf hinweisen, dass das Land Hessen zu seinen Zusicherungen einer stabilen Finanzierung der Hochschulen im Rahmen des Hochschulpaktes trotz erheblicher finanzieller Schwierigkeiten steht.

Besonders stolz sind wir natürlich auf die Feiern des 200. Geburtstages von Justus-Liebig im laufenden Sommersemester, dem Liebig-Semester. In langer Vorbereitung entstanden drei Ausstellungen, die eine – in der Alten Universitätsbibliothek – unter dem Thema: *Justus Liebig: Seine Zeit und unsere Zeit*, die vor allem Themen der Ernährung und der analytischen Chemie im Vergleich aufgreift. Im Universitätshauptgebäude können Sie eine Ausstellung zur Wissenschaftlerpersönlichkeit sehen: *Der streitbare Gelehrte*. Die Universitätsbibliothek bereitete eine hochinteressante Ausstellung zur Publikationstätigkeit Justus Liebig vor, die sich vor allem mit der Popularisierung der Wissenschaft durch die *Chemie*

schen Briefe befasst, die zu seiner Zeit in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, dann aber auch in Übersetzungen in die meisten europäischen Sprachen und in den USA veröffentlicht wurden. Der Festakt am 12. Mai war zugleich Gelegenheit, eine Briefmarke und eine 10-Euro-Gedenkmünze durch das Bundesfinanzministerium vorzustellen. Schließlich krönte ein Wissenschaftsfestival das Ende der Liebig-Woche, bei dem Zehntausenden von Bürgern Gießens und der Region Wissenschaft in den Straßen und in den Laboren vorgestellt wurde. Der Gießener Hochschulgesellschaft, der ich wie immer an dieser Stelle gerne für ihre Unterstützung im vergangenen Jahr danke, danke ich dieses Mal ganz besonders für die vielfältige Unterstützung des Liebig-Semesters, seiner Ereignisse und Ausstellungen. Die GHG hat uns dadurch in ganz besonderer Weise geholfen, die Justus-Liebig-Universität und ihre Leistungen, vor allem in den Nachfolgefächern Liebigs, einer breiten Öffentlichkeit vorzustellen.

Die zweite Jahreshälfte 2003 war besonders gekennzeichnet durch Einbrüche in der finanziellen Leistungsfähigkeit der Justus-Liebig-Universität. Weit über die Erwartungen gewachsene Kosten im Personalbereich und im Bauunterhalt, besonders durch notwendige Investitionen im Bereich der Sicherheit, belasten die finanziellen Möglichkeiten der JLU auch für die Zukunft. Zugleich werden durch weiter steigende Zulassungszahlen zu Beginn des Wintersemesters

2003/04 die Anforderungen an die Lehre weiter angespannt sein. Zu Jahresende führte die von der Landesregierung geplante Einführung eines Studienguthabengesetzes in Verbindung mit Langzeitstudiengebühren zu erheblicher Unruhe unter den Studierenden, die auch zu Störungen in der Lehre führten. Für die Universität ergibt sich damit die Anforderung, ihr Studienangebot in Zeiten deutlich verminderter finanzieller und damit auch personaler Leistungsfähigkeit weiter zu optimieren. Die Reform des Studiengabots in den kommenden Jahren wird unter dem Zeichen der Umsetzung des Bologna-Prozesses und damit der Einführung von international kompatiblen Bachelor- und Masterstudiengängen stehen, bei gleichzeitiger Weiterführung der Verbesserungen in der Doktorandenausbildung, wie sie z. B. bereits durch die Gründung des Graduiertenzentrums Kulturwissenschaften und der Einführung der forschungsorientierten Promotionsmöglichkeiten in der Veterinärmedizin und Medizin mit dem internationalen Abschluss des Ph. D. an der JLU umgesetzt wurden. Diesen und weiteren Zielen dient die Arbeit einer Kommission zur Entwicklungsplanung der JLU, die vom Senat eingesetzt wurde und unter Vorsitz des Präsidenten im Laufe des Sommers 2004 ihren Bericht vorlegen wird.

Prof. Dr. Stefan Hormuth
Präsident der Justus-Liebig-Universität Gießen

Bericht des Präsidenten des Verwaltungsrates der Gießener Hochschulgesellschaft

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

ich begrüße Sie sehr herzlich zu unserer ordentlichen Mitgliederversammlung 2003 und bedanke mich, dass Sie durch Ihre Anwesenheit die Verbundenheit mit der Gießener Hochschulgesellschaft zum Ausdruck bringen.

Nach dem vierten Jahr meiner Präsidentschaft können wir erneut auf ein erfolgreiches Geschäftsjahr zurückblicken, wofür vor allem dem Vorstand und seinem Vorsitzenden, Herrn Professor Dr. Dr. h. c. Bernd Hoffmann, großer Dank gebührt. Herr Hoffmann wird Ihnen im Anschluss über die Arbeit, die Förderprojekte und die Finanzen berichten.

Ich möchte jedoch wie schon in den Vorjahren die Gelegenheit vorab zu einigen grundsätzlichen Überlegungen nutzen. Die Hochschule gewinnt aus meiner Sicht in der Stadtpolitik wie im städtischen Leben endlich zunehmend an Bedeutung und Wertschätzung, die ihr eigentlich schon lange als größtem Arbeitgeber und wichtigem Auftraggeber in einer Stadt mit der höchsten Studentendichte gebührt. Die bessere Zusammenarbeit kommt auch über den Anlass des Liebig-Jubiläums hinaus sichtbar voran, was ein ermutigendes Zeichen auch für künftige Großprojekte ist.

Der 200. Geburtstag des Namensgebers der Universität wird als Chance zur Präsentation des Wissenschaftsstandortes wie der Universitätsstadt genutzt: nach innen, in die Region und darüber hinaus ins ganze Land. Die akademischen Aktivitäten, die Ansprache des neuen hessischen Wissenschaftsministers Udo Corts, die Sondermarke und die Sondermünze sind bemerkenswerte und in der Erinnerung haften-



de Zeichen für die herausragende Bedeutung des hervorragenden Wissenschaftlers und Lehrers von Weltrang. Das Wissenschaftsfestival unter professioneller Betreuung von Oliver Behnecke und Kerstin Evert hat nicht nur die Bevölkerung in die Feierlichkeiten zu Liebigs Gedenken mit einbezogen, sondern vor allem auch über die intensive Projektarbeit die Stadt, die Universität und die Wirtschaft eng zusammengebracht. Dabei ist es trotz der schwierigen Wirtschaftslage gelungen, heimische Unternehmen für das Sponsoring zu gewinnen und sich damit auch für die Region zu engagieren. Eine erfreulich hohe Medienpräsenz konnte vor allem durch den Hessischen Rundfunk und die beiden Gießener Tageszeitungen erreicht werden. Gießens Image als Universitäts- und Kulturstadt an der Lahn konnte durch diese erfolgreich verlaufenen Aktionen weiterentwickelt werden.

Denn auch die Standortpolitik für die Universität gewinnt immer mehr an Bedeutung. Ereignisse mit überregionaler Aufmerksamkeit sind hierfür äußerst hilfreich. So ist auch das weltweit erste Mathematik-Mitmach-Museum glänzend gestartet. Der sehr engagierte Initiator und Leiter des Mathematikums, Herr Professor Dr. Albrecht Beutelspacher, konnte für die Eröffnungsfeier Bundespräsident Johannes Rau gewinnen, der ebenfalls sichtlich beeindruckt die Idee und die praktische Umsetzung lobte. Bis Ende Mai 2003 wurden bereits 75 000 Besucher gezählt, so dass rechnerisch bereits innerhalb des ersten Halbjahres alle Einwohner der Stadt Gießen einmal im Mathematikum waren. Nicht zuletzt ist das wieder in den nächsten Tagen bevorstehende Sommerfest in Rausch-

holzhausen anzuführen, ebenso sind die hochwertigen klassischen Konzerte unter Leitung von Frau Universitätsmusikdirektorin Brigitte Schön zu nennen. Die Hochschulgesellschaft ihrerseits hat darüber hinaus die gerade erschienenen Gießener Universitätsblätter modernisiert und erneut ein umfangreiches Heft mit überaus interessanten Beiträgen und Berichten über geförderte Projekte vorgelegt.

Mir bleibt, mich bei allen Förderern, Mitgliedern, dem Vorstand und nicht zuletzt der Hochschulleitung zu bedanken. Mein Dank gilt

darüber hinaus meinen Mitstreitern im Verwaltungsrat. Als neues Mitglied im Verwaltungsrat begrüße ich Herrn Manfred Siekmann, den Vorstandsvorsitzenden der Stadtwerke Gießen AG.

Ich freue mich auf eine weiterhin erfolgreiche Zusammenarbeit im Sinne unserer gemeinsamen Sache, nämlich der Förderung unserer Justus-Liebig-Universität Gießen.

Dr. Wolfgang Maaß
Präsident des Verwaltungsrates
der Gießener Hochschulgesellschaft e.V.

Bericht des Vorstandsvorsitzenden der Gießener Hochschulgesellschaft für das Geschäftsjahr 2002 und Rückblick auf den bisherigen Verlauf des Geschäftsjahres 2003

**Sehr geehrter Herr
Präsident Hormuth,
sehr geehrter Herr Dr. Maaß,
meine sehr verehrten Damen
und Herren,**

zur diesjährigen Mitgliederversammlung der Gießener Hochschulgesellschaft heiße ich Sie im Namen des Vorstandes sehr herzlich willkommen. Insbesondere begrüße ich auch die Vertreter der Presse und danke Ihnen für Ihr Interesse an unserer Arbeit.

Auf der Mitgliederversammlung im vergangenen Jahr hatte ich versucht, die Bedeutung der universitären Ausbildung für den Standort Deutschland anzusprechen. Staat und Gesellschaft sind gefordert, für unseren akademischen Nachwuchs optimale Ausbildungsmöglichkeiten bereitzustellen. Nur wenn uns dies gelingt, wird Deutschland seine derzeitige führende Rolle im Konzert der Nationen beibehalten und unsere auf Zuwachs angewiesene gesellschaftspolitische Entwicklung weiterführen können.

In diesem Jahr können wir Justus von Liebig's 200. Geburtstag feiern. Land, Stadt und Universität haben dabei in einer bisher nicht bekannten Weise zusammengearbeitet. Mit diesen Feierlichkeiten wurde ein herausragender Hochschullehrer geehrt, der in einem bis dahin nicht bekannten Ausmaß das naturwissenschaftliche Denken geprägt und geformt hat. Wenn wir heute bewundernd auf Liebig zurückblicken, dürfen wir aber nicht vergessen, dass die Umsetzung seiner Ideen und die Verfolgung seiner wissenschaftlichen Thesen einer Umgebung bedurfte, in dem dies auch möglich war. Wir können heute Liebig's Labor als Museum bewundern, die damals revolutionäre Aus-



stattung wirkt heute bescheiden, vielleicht wirkt die heute geforderte Ausstattung in den Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften zur Verfolgung der wissenschaftlichen Thesen und experimentellen Zielsetzungen in 50 bis 100 Jahren ebenfalls bescheiden. Wie dem auch sei, dieses wissenschaftliche Ambiente muss geschaffen werden, wenn die Hochschulen eine erfolgreiche Berufungspolitik betreiben wollen und wenn erwartet wird,

dass die entsprechenden scholastischen und wissenschaftlichen Leistungen erbracht werden.

Es war im Jahre 2002 nicht vorhersehbar, dass die damals bereits angespannte finanzielle Situation im Jahre 2003 noch enger würde, dass seitens der Landesregierung eine Haushaltssperre verhängt wird, von der die Universitäten nur Dank des Hochschulpaktes – zumindest vorläufig – ausgenommen sind.

Auch die Drittmittelgeber, sprich Deutsche Forschungsgemeinschaft und andere Wissenschaftsorganisationen, haben auf diese Situation reagiert und sind heute nur noch dann bereit, im Rahmen der Bereitstellung von Drittmitteln Forschungsvorhaben zu fördern, wenn seitens der Universitäten die entsprechenden Grundausrüstungen bereitgestellt werden.

Welche Rolle fällt nun in diesem Spannungsfeld der Gießener Hochschulgesellschaft zu? Im Hinblick auf ihre beschränkten Mittel kann diese sicherlich nicht die Rolle des Drittmittelgebers ersetzen. Sie kann auch nicht den Staat und damit die Universität aus der Verantwortung entlassen, dafür zu sorgen, dass die notwendige Grundausrüstung bereitgestellt wird. Sie kann aber, und darauf habe ich bei zahlrei-

chen Anlässen mehrfach hingewiesen, das Tüpfelchen auf dem „i“ sein. Dies kann durchaus ein großes Tüpfelchen sein, denn die Gießener Hochschulgesellschaft kann – wie ebenfalls mehrfach betont – gerade dort helfen und einspringen, wo – aus welchen Gründen auch immer – Hilfe von anderer Seite nicht möglich ist. Sie kann dazu beitragen, dass – bildlich gesprochen – ausreichend Öl im Getriebe ist und der Motor „Universität“ eine physiologische Laufruhe zeigt.

Im Geschäftsjahr 2002 lag der aus Eigenmitteln für insgesamt 47 Projekte bereitgestellte Zuschuss bei etwas mehr als 57 000,00 €. Im Vordergrund stand dabei die Förderung von wissenschaftlichen Veranstaltungen und Vortragsreihen, die Unterstützung der Herausgabe wissenschaftlicher Werke sowie die Unterstützung bei Begehungen durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft, alles Zuwendungen, die helfen sollen, Wissenschaft umzusetzen und das Profil der Universität zu schärfen. Dazu zählt auch die Finanzierung der durch die Universität zu vergebenden Preise sowie die Unterstützung des Internationalen Ferienkurses, über den das Studium in Gießen für ausländische Studierende attraktiver gemacht werden soll.

Im vergangenen Jahr und auch in diesem Jahr wurden insbesondere die partnerschaftlichen Beziehungen zur Universität Łódź in Polen unterstützt, ein – wie ich meine – im Hinblick auf den europäischen Gedanken wichtiges Vorhaben. Weitere Unterstützung wurde dem Institut für Theaterwissenschaften gewährt, einer Einrichtung, der wir es zu verdanken haben, dass die Justus-Liebig-Universität Gießen vermehrt im Bewusstsein der Gießener Bevölkerung präsent ist.

Noch offen ist, mit welchem Betrag sich die Gießener Hochschulgesellschaft an den Kosten zur Finanzierung des 200. Geburtstages von Justus von Liebig beteiligen wird. Die Rückstellung des Jahresüberschusses 2002 in Höhe von ca. 18 000,00 € soll hier jedoch ein entsprechendes Engagement ermöglichen.

Damit flossen rund 75 000,00 € in die direkte Förderung der Universität, weitere ca. 15 000,00 € mussten für den Eigenbedarf der GHG, sprich

für die Verwaltung, den Geldverkehr und die *Gießener Universitätsblätter* aufgebracht werden.

Das Ausgabenvolumen belief sich damit insgesamt auf ca. 90 000,00 €. Diese Summe wird etwa zu einem Drittel aus Mitgliedsbeiträgen eingebracht, der Rest ergibt sich im Wesentlichen aus den Erträgen des Anlagevermögens der Gesellschaft, von dem jedoch ein erheblicher Teil der GHG nur zur Erwirtschaftung von Zinsen zur Verwendung für die gemeinnützigen Zwecke zur Verfügung gestellt wurde.

Die Möglichkeit, durch befristete Bereitstellung von zweckgebundenen Geldmitteln für die gemeinnützigen Zwecke der Gießener Hochschulgesellschaft Zinserträge zu erwirtschaften, war bisher eine wichtige Einnahmequelle, die aber – und das zeigen die Zahlen der letzten Haushaltsjahre eindeutig – in letzter Zeit immer mehr wegbricht. Wenn also die GHG ihre bisherige Schlagkraft erhalten soll, wird es notwendig sein, entsprechende Kompensationsmechanismen zu entwickeln.

Einen solchen Mechanismus sehe ich in erster Linie in der Erhöhung der Mitgliederzahl unserer Gesellschaft. Hier ist es uns gelungen, den Abwärtstrend der vergangenen Jahre zu stoppen, den 18 Austritten und den 4 Verlusten durch Tod standen 26 Neuzugänge gegenüber, so dass wir die Mitgliederzahl mit einem knappen Plus von 4 bei 654 halten konnten.

Ich habe mich persönlich sehr bemüht, für die Gießener Hochschulgesellschaft Mitglieder zu werben und – wie ich meine – nicht ganz ohne Erfolg. Ich glaube aber, dass Mitgliederwerbung nicht nur Aufgabe des Vorsitzenden oder des Universitätspräsidenten sein kann, der ebenfalls bei jeder Gelegenheit aktiv tätig wird, sondern dass hier die Mitglieder insgesamt gefordert sind, insbesondere natürlich Vorstand und Verwaltungsrat.

Ich kenne dies von anderen Gesellschaften, insbesondere amerikanischen wissenschaftlichen Organisationen, die mit dem Slogan „Jedes Mitglied wirbt pro Jahr ein neues Mitglied“ erfolgreich operieren und damit ihre Schlagkraft deutlich erhöhen konnten. Ich würde mich sehr freuen, wenn dieser Gedanke als Funke nicht nur die heute anwesenden Mitglieder errei-

chen, sondern sich insgesamt in der Mitgliedschaft verbreiten würde.

Dies wird allerdings nur gelingen, wenn die Kommunikationsbasis innerhalb unserer Hochschulgesellschaft verbessert wird. Ich glaube, dass wir in dieser Hinsicht in diesem Jahr einen großen Schritt weitergekommen sind.

Unter „www.ghg-ev.de“ hat die Gießener Hochschulgesellschaft im Internet nun eine eigene Homepage, die unmittelbar mit der der Universität verbunden ist. Aus unserer Homepage sind alle wichtigen Informationen über unsere Gesellschaft zu entnehmen; über sie kann ein Beitritt erfolgen. Wir haben diese Informationen gemeinsam mit einem aktuellen Mitgliederverzeichnis auf CD mit der letzten Ausgabe der *Gießener Universitätsblätter* verschickt, gleichzeitig erhielten alle Mitglieder eine Einladung zur heutigen Versammlung sowie eine Bescheinigung für den entrichteten Mitgliedsbeitrag. Der Saal ist heute relativ gut gefüllt, ein Beweis, dass dieser Versuch, die Mitglieder zu aktivieren, offensichtlich in die richtige Richtung geht.

Ich betone es noch einmal, die Erhöhung unserer Mitgliederzahl und ggf. der vermehrte Eingang frei verfügbarer Spenden ist Voraussetzung, dass die Gießener Hochschulgesellschaft ihr Engagement erweitern kann, um – was bisher eher die Ausnahme war – auch im naturwissenschaftlichen Bereich durch Bewilligung kleinerer Geräte- und Ausstattungswünsche die Wettbewerbsfähigkeit einzelner Arbeitsgruppen und damit die Universität zu stärken. Dass die Gießener Hochschulgesellschaft problemlos mehr Mittel zur Finanzierung ihrer gemeinnützigen Ziele ausgeben könnte, lässt sich auch für dieses Jahr an dem ungebrochenen Eingang an Anträgen auf Förderung ablesen.

Das Wort Förderung lässt mich auch an das Jahr 2007 denken, in dem die Justus-Liebig-Universität Gießen, die vormalige Ludoviciana, ihr 400-jähriges Bestehen feiern wird. Auch diese Feierlichkeiten werden von der Gießener

Hochschulgesellschaft in angemessener Weise unterstützt werden, anfallende Jahresüberschüsse werden für diesen Zweck im Verwaltungsvermögen angespart.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, „business as usual?“ Beinahe, aber doch nicht ganz. Ich komme zum Ende meiner Ausführungen.

Ich darf abschließend bemerken, dass die Zusammenarbeit zwischen dem Vorstand unserer Gesellschaft und dem Verwaltungsrat, vertreten durch Präsident Maaß, sowie mit der Universität, vertreten durch Präsident Hormuth, hervorragend war. Auch für das vergangene Jahr ist Herr Behrens von der Karstadt AG und Mitglied unseres Vorstandes ganz herzlich dafür zu danken, dass es ihm erneut gelungen ist, das trockene Ambiente einer Vorstandssitzung durch die ihn auszeichnende Gastlichkeit mehrmals zu verbessern. Dieser Gastlichkeit verdanken wir auch den sich der heutigen Mitgliederversammlung anschließenden Empfang. Auch bei Herrn Stobbe, Mitglied unseres Verwaltungsrates, möchte ich mich ganz herzlich bedanken, einmal, dass das Studentenwerk förderndes Mitglied der Gießener Hochschulgesellschaft geworden ist, zum anderen, dass er auch in diesem Jahr wieder die „Tepichmensa“ für den heutigen Sitzungsnachmittag zur Verfügung gestellt hat.

Abschließend möchte ich mich bei Herrn Prof. Voland bedanken, der auf Anfrage ohne Zögern zugesagt hat, auf der heutigen Mitgliederversammlung das spezielle Thema „Bilanzen des Alterns oder: was ostfriesische Kirchenbücher über die Evolution der Großmutter verraten“ zu übernehmen.

Ich bedanke mich nochmals für Ihr Kommen, ihre Aufmerksamkeit und für Ihre Unterstützung der Gießener Hochschulgesellschaft.

Prof. Dr. Dr. h. c. Bernd Hoffmann
Vorstandsvorsitzender
der Gießener Hochschulgesellschaft e.V.

Bilanzen des Alters – oder: Was lehren uns ostfriesische Kirchenbücher über die Evolution von Großmüttern?¹

Ein evolutionäres Paradox

Auf dem evolutionären Weg der Menschwerdung hat sich etwas vollzogen, über dessen Erklärung sich Anthropologen alles andere als einig sind: Menschen können rund doppelt so alt werden wie ihre äffischen Vorfahren. Während man davon ausgehen kann, dass unsere tierlichen Ahnen – etwa den heutigen Menschenaffen vergleichbar – unter günstigen Umständen vielleicht 40 bis 50 Jahre alt werden konnten, hat uns die Evolution mit rund noch einmal soviel möglichen Lebensjahren versorgt. Es muss sich also in den pleistozänen Milieus der Menschwerdung ausgezahlt haben, älter als seine Vorfahren zu werden, denn sonst hätte die natürliche Selektion keine Lebensverlängerung vorangetrieben.

Die Verdoppelung der Lebensspanne würde sicherlich kein sonderliches Theorieproblem darstellen, wenn sie nicht mit dem im sonstigen Tierreich so äußerst ungewöhnlichen Merkmal der obligaten Alterssterilität der Frau nach der Menopause verbunden wäre. Der Alterungsprozess läuft in allen Organen des Menschen gleich schnell ab – mit einer geradezu paradox erscheinenden Ausnahme: Ausgerechnet das reproduktionsphysiologische System der Frau altert deutlich schneller (Abb. 1). Es ist von der Verdoppelung der Lebensspanne ausgespart geblieben. Man könnte sagen, dass es mit seinem Funktionsverlust in der fünften Lebensdekade gleichsam auf Schimpansenniveau evolutionär eingefroren blieb. Dies ist ohne Zweifel erklärungsbedürftig, denn nach aller darwinischen Logik sollte man erwarten, dass evolutionäre Vorteile reproduktive Vorteile sind. Wieso also hat die Evolution zwar das Leben insgesamt verlängert, aber ausgerechnet die fruchtbare Lebenszeit nicht? Warum hat die Evolution stattdessen auf sterile Großmütter gesetzt?

In seiner klassischen Arbeit von 1957 hat der amerikanische Zoologe George Williams vermutet, dass Menopause eine biologische Anpasstheit ist.² Fruchtbar bis ans Lebensende zu sein, lohne sich nicht für Menschen, denn angesichts der mit dem Alter der Mütter wachsenden Risiken jeder weiteren Geburt sei es vorteilhafter, im fortgeschrittenen Alter ganz auf Reproduktion zu verzichten und stattdessen die verbleibende Lebenskraft in das Wohlergehen der schon geborenen Kinder und eventuell der Enkelkinder zu stecken. Im Unterschied zu anderen Primaten sind bei uns Menschen Kinder verschiedenen Alters von ein und derselben Mutter abhängig. Deshalb gefährdet der Tod einer Mutter unter Umständen die Fortpflanzung ihres ganzen Lebens. Früh mit der Reproduktion aufhören und alles für die Aufzucht der bereits geborenen Kinder tun, sei deshalb für uns Menschen die bessere Strategie.

So intuitiv einleuchtend die als „Großmutter-Hypothese“ in die Literatur eingegangene Überlegung auch ist – inzwischen sind Zweifel laut geworden, ob diese Rechnung wirklich aufgehen kann. Nach allen Modellen, auch aus der eigenen Arbeitsgruppe, scheint unter Zugrundelegung realitätsnaher Annahmen über die direkten und indirekten Risiken später Fortpflanzung Reproduzieren bis zum Lebensende in der darwinischen Fitnessbilanz im Mittel vorteilhafter zu sein als der Verzicht darauf. Danach sieht es ganz so aus, als ob die Beendigung der Fruchtbarkeit in der Mitte des Lebens entgegen Williams' Annahme keine strategische Anpasstheit zur Steigerung des Lebensreproduktionserfolgs ist. Eine andere Erklärung scheint stattdessen plausibler. Sie geht von der Beobachtung aus, dass Mädchen schon vorgeburtlich ihren gesamten Lebensvorrat an Oozyten mitbekommen. Wollte die Evolution die fruchtbaren Jahre einer Frau verlängern, müs-

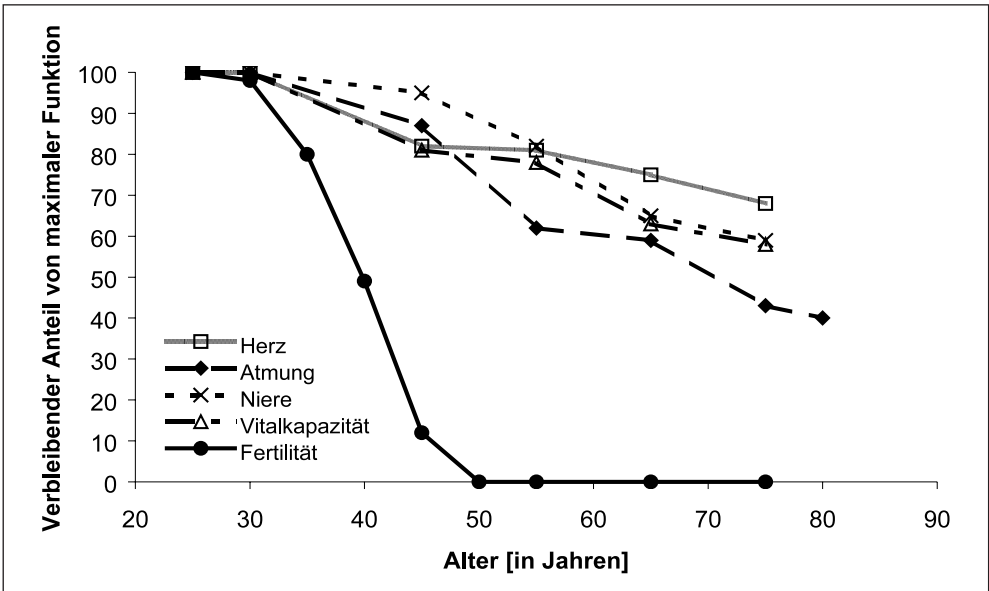


Abb. 1: Mit Ausnahme des reproduktionsphysiologischen Systems der Frau altern alle Organe des Menschen in etwa gleicher Geschwindigkeit

ste dieser Vorrat enorm vergrößert werden, und es sieht ganz so aus, als ob eine entsprechende evolutionäre Umkonstruktion des Säugervorgangs nicht so ohne weiteres möglich wäre. Danach hätten wir es mit der Menopause nicht als einer funktionalen Anpassung zu tun, sondern sie wäre eine dysfunktionale aber praktisch unveränderliche Vorgabe aus der Stammesgeschichte der Säuger. Das Leben insgesamt konnte zwar evolutionär verlängert werden, nicht aber der fertile Anteil. Für den Mann übrigens hat sich kein vergleichbares Problem gestellt: Spermien werden aktuell produziert, und es war offenbar keine größere Herausforderung für die Evolution, die männlichen Keimdrüsen im Einklang mit allen anderen Organen langlebiger werden zu lassen.

Damit hat sich der Erklärungsbedarf verlagert von der Menopause, die nun kein evolutionäres Paradoxon mehr darstellt, hin zur Zunahme der Lebensspanne, die das eigentliche evolutionäre Rätsel aufgibt. Was macht die Bilanz des Alters – trotz Menopause – positiv? Für die amerikanische Anthropologin Kristen Hawkes sind es die evolutionsgenetischen Effekte der

großmütterlichen Hilfeleistungen. Diese seien – so die These – im Durchschnitt so effizient für die familiären Selbsterhaltungs- und Fortpflanzungsbemühungen gewesen, dass sie sogar als der evolutionäre Grund der typisch menschlichen Lebensverlängerung angesehen werden müssen.³ Kristen Hawkes' Idee ist, dass ältere Frauen, die, obwohl noch einigermaßen vital, keine eigenen Kinder mehr bekommen konnten, durch produktive Zuarbeit etwa bei der Nahrungsbeschaffung ihre erwachsenen Töchter ein wenig von deren Subsistenzaufgaben entlasteten. Die jungen Mütter konnten so dank großmütterlicher Unterstützung ihre Kinder wesentlich früher abstillen als ihre menschenaffenähnlichen Vorfahren, was wiederum die Fruchtbarkeit und letztlich den Lebensreproduktionserfolg erhöhte. Zum Vergleich: Zwischen zwei Schimpansengeburten liegen im Mittel fünf bis sechs Jahre, während in tropischen Wildbeutergesellschaften die Zwischengeburtenabstände nur drei bis vier Jahre betragen. Verdanken wir also die Zunahme unserer Lebensspanne jenen älteren Damen der Urgeschichte, die ihre „Gene für Langlebig-

keit“ durch produktive Unterstützung ihrer erwachsenen Kinder und Enkel verbreitet haben? Oder tun Großmütter das, was man im englischen mit „making the best of a bad job“ bezeichnet? Das Leben mag sich aus ganz anderen Gründen verlängert haben, aber wenn man schon mal alt wird und eigene Fortpflanzung versperrt ist, hilft man halt den Kindern. Das ist zwar besser als nichts zu tun, aber andererseits kein kraftvoller Motor für eine spektakuläre Ausdehnung der Lebenszeit.

Rekonstruktionsversuche evolutionärer Szenarien

Leider können diese Fragen nicht so ohne weiteres beantwortet werden, denn die Geschichte der Menschwerdung ist nicht unter Beobachtung. Sie muss mühsam rekonstruiert werden. Und weil Verhalten nicht fossilisiert, bleibt kein anderer als der zugegebenermaßen riskante Weg, aus der Beobachtung moderner Menschen auf evolutionäre Szenarien zu schließen. So machen sich Anthropologen auf, um aus aller Welt Daten über die Effekte großmütterlicher Hilfe zu sammeln. Erste Ergebnisse liegen vor: Von den in den Wäldern Paraguays lebenden Aché, den Hadzabe in den Savannen Tanzanias, gambianischen Gartenbauern, ungarischen Zigeunern und der Bevölkerung des indischen Assam weiß man inzwischen, wie und in welchem Umfang Großmütter zur familiären Reproduktion beitragen. Teilweise erhöhen sie die Fruchtbarkeit ihrer Töchter oder sorgen für eine verbesserte Ernährung ihrer Enkel und verringern so deren Sterblichkeit.

Großmütterliche Hilfe war erwartet und wurde in diesen Studien auch mehr oder weniger ausgeprägt gefunden. Allerdings sind Soziobiologen vorrangig daran interessiert, die Variabilität der von ihnen untersuchten Zusammenhänge zu studieren. So kann man davon ausgehen, dass die Hilfe je nach den vorherrschenden ethno-historischen Bedingungen sich nach Art und Umfang unterscheidet. Erst eine Kenntnis der Abhängigkeit des „Großmuttereffekts“ von den je unterschiedlichen sozio-ökologischen Rahmenbedingungen mag es vielleicht schließ-

lich erlauben, die eingangs besprochene evolutionsgenetische Rolle des Helfens einschätzen zu können. Schließlich wird je nach Lebensform, je nach Subsistenz und ökologischer Lebensnische einer Bevölkering großmütterliche Hilfe in möglicherweise jeweils ganz anderen Kanälen zum Tragen kommen.

Zu diesem Puzzle wollte unsere Arbeitsgruppe ein Steinchen beitragen. Wir beschäftigen uns mit den reproduktionsstrategischen Entscheidungen unserer Vorfahren des 18. und 19. Jahrhunderts, so wie sie den Kirchenbucheinträgen und anderen historischen Quellen zu entnehmen sind. Dazu haben wir aus ungezählten Einzeleinträgen über Geburten, Hochzeiten und Todesfälle in den Kirchenregistern individuelle Lebensläufe von Tausenden von Menschen nachgezeichnet, die in vormoderner Zeit in der ostfriesischen Küstenmarsch nordwestlich von Emden, in der Krummhörn, wie dieser Landstrich genannt wird, gelebt haben. Aus diesen Einzelschicksalen haben wir – mit massivem Computereinsatz – ganze Familiengeschichten rekonstruiert, und so haben wir auch Daten von Großeltern und dem Lebensverlauf ihrer Kinder und Enkel.

Gut ausgestattet mit reichlich Daten und in voller Erwartung, das segensreiche Wirken von Großmüttern auch für die Altvorderen Ostfrieslands zweifelsfrei dokumentieren zu können, haben wir uns an den Computer gesetzt und zu rechnen begonnen. Zullererst ging es um die Frage, ob Großmütter, wenn sie denn noch lebten, die Fruchtbarkeit ihrer Töchter und Schwiegertöchter erhöhten und auf diese Weise für mehr eigene Enkel sorgten. Das Ergebnis war ernüchternd. In der ostfriesischen Krummhörn des 18. und 19. Jahrhunderts spielte es für die Fruchtbarkeit von Frauen praktisch keine Rolle, ob Mutter und/oder Schwiegermutter noch lebte und auf die eine oder andere Weise helfend in das eigene Lebensgeschick eingreifen konnte. Die Zwischengeburtenabstände – ein gängiges Maß für Fruchtbarkeit – blieben davon gänzlich unberührt. Ganz offensichtlich machten die damaligen Ehepaare in Pilsum, Pewsum, Rysum und in den anderen Dörfern der Krummhörn

ihre Entscheidung für eine eher kleine oder große Kinderschar nicht davon abhängig, ob eine Großmutter anwesend war oder nicht. Nur in überdurchschnittlich fruchtbaren Familien mit bereits über vier noch lebenden Kindern erhöhte sich ein wenig die Wahrscheinlichkeit für ein weiteres Kind, wenn beide Großmütter noch am Leben waren. Ein gemessen an der Häufigkeit seines Auftretens vergleichsweise geringer Effekt, so dass wir schlussfolgern müssen: Großmütter haben die Fruchtbarkeit ihrer Kinder nicht nennenswert erhöht. Fehlanzeige also für die helfende Oma, die ihre eigene Existenz gleichsam genetisch legitimiert.

Helfende Mütter – hinderliche Schwiegermütter

Nun mag es natürlich sein, dass Hilfe eher in Krisenzeiten Wirkung zeigt. Man sollte deshalb eher auf die Säuglings- und Kindersterblichkeit

achten als auf die Fruchtbarkeit. Der biologische Reproduktionserfolg vieler Familien war sicherlich eher dadurch begrenzt, dass damals im Mittel rund 12% der neugeborenen Kinder nicht einmal ihren ersten Geburtstag erlebten. Wenn großmütterliche Hilfe überhaupt von evolutionsgenetischer Bedeutung sein sollte, dann vielleicht eher in ihrem Beitrag zur Senkung der Säuglings- und Kindersterblichkeit als in der Erhöhung der Fruchtbarkeit, die in einer auch früher keineswegs armen Region möglicherweise nie einen begrenzenden Faktor für Fortpflanzung darstellte. Um diese Frage zu klären, haben wir die Überlebenswahrscheinlichkeiten der Krummhörner Kinder berechnet, je nach dem, ob eine und wenn ja welche Großmutter bei der Geburt noch gelebt hat oder nicht (Abb. 2). Das Ergebnis ist einigermaßen überraschend. Zwar haben, wie vermutet, Kinder mit einer Großmutter bessere Überlebenschancen, aber nur – und diese Einschränkung war von uns vollkommen unerwar-

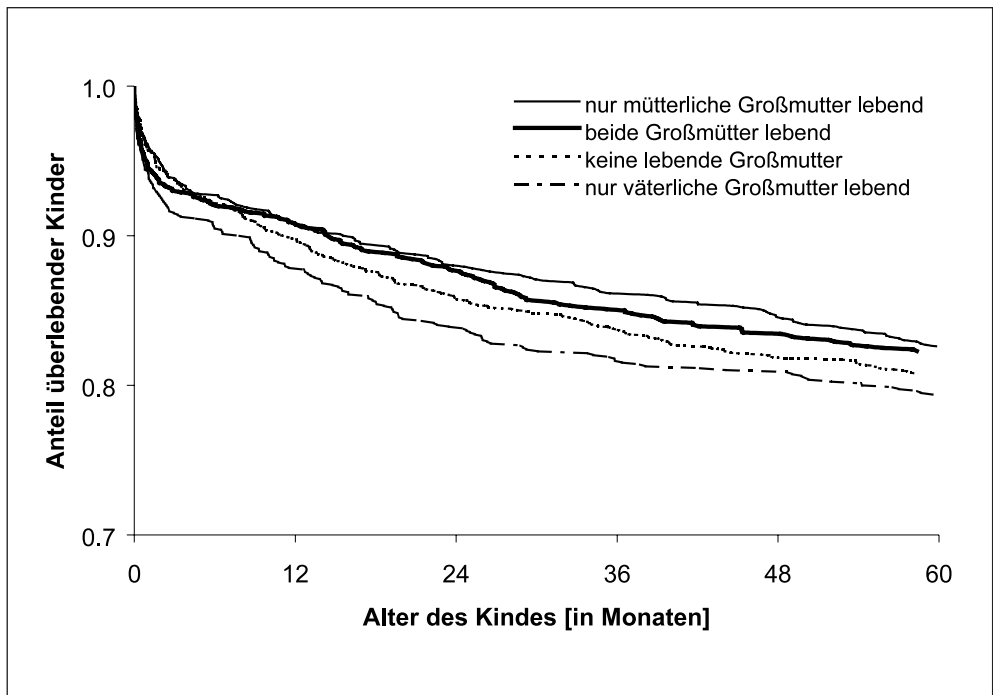


Abb. 2: Überlebenswahrscheinlichkeit von Kindern je nach Überlebensstatus der Großmütter (Krummhörn, Ostfriesland, 1720–1874)

tet – wenn es sich dabei um die Großmutter mütterlicherseits handelte. War hingegen nur die Großmutter väterlicherseits bei der Geburt eines Kindes am Leben, verringerte sich sogar dessen Überlebenswahrscheinlichkeit! Es wäre besser gewesen, überhaupt keine Großmutter zu haben, als nur die väterliche.

Um die Zusammenhänge besser verstehen zu können, haben wir ein statistisches Verfahren angewendet, das den Zeitverlauf der Ereignisse in Beziehung zueinander setzt und auf diese Weise die relativen Sterberisiken je nach Alter der Kinder ermittelt. Dabei stellte sich heraus, dass der sterblichkeitsverringende Einfluss der mütterlichen Großmutter vor allem in der zweiten Hälfte des ersten Lebensjahres des Säuglings zum Tragen kommt. War sie bereits gestorben, war das Sterberisiko des Kindes etwa um 50% erhöht. Das von der väterlichen Großmutter ausgehende Risiko war hingegen nur im ersten Lebensmonat messbar. Dann betrug das Sterberisiko, wenn die väterliche Großmutter nicht mehr am Leben war, nur rund Dreiviertel der statistischen Erwartung, wenn sie noch lebte.

Wenn die Vermutung richtig sein sollte, dass die je unterschiedlichen relativen Sterberisiken mit innerfamiliären Transaktionen zu tun haben, dann müsste es eine Rolle spielen, wie nah die Familien beieinander wohnten. Vernünftigerweise wird man erwarten müssen, dass eine eventuelle Hilfe der Großmutter um so spürbarer wird, je räumlich näher sie bei ihrer Tochter lebt, und umgekehrt sollte der letale Einfluss der Schwiegermutter mit der Distanz der Wohnplätze abnehmen. Unsere Daten geben leider keine Auskunft darüber, ob die Familien im selben Haus oder sogar im selben Haushalt gelebt haben. Wohl aber wissen wir, ob die Familien in derselben Gemeinde gelebt haben oder nicht.

Die Berücksichtigung der Wohnverhältnisse spitzt die bisherigen Ergebnisse noch einmal deutlich zu. In fünf von sechs der untersuchten Altersklassen der Kinder ist der positive Einfluss der Großmutter mütterlicherseits größer, wenn sie in derselben Gemeinde lebt wie ihre Tochter, als wenn sie entfernter wohnt. Besonders ausgeprägt ist aber der Effekt räumlicher Nähe für den schädlichen Einfluss der Großmutter

väterlicherseits: Lebt sie in demselben Dorf wie ihre Schwiegertochter, steigt das relative Sterberisiko ihres Enkels im ersten Lebensmonat um fast 150%! Wohnt sie hingegen in einem der Nachbardörfer, erhöht sich dieses Risiko „nur“ noch um 59% gegenüber der Situation, dass sie nicht mehr lebt.

Wie ist das alles zu verstehen, und vor allem, wie fügt sich das zu einer stimmigen evolutionären Psychologie des Großmutterverhaltens? Was die Hilfe der Großmutter mütterlicherseits betrifft, ergibt sich ein recht plausibles Bild: Ganz offensichtlich gab es eine Bereitschaft zur solidarischen Unterstützung der Töchter, und die zeigte auch Wirkung. Allerdings nicht im Hinblick auf eine Steigerung der Fruchtbarkeit, wie vor dem Hintergrund der eingangs besprochenen Theorien über die Evolution der Großmutter vielleicht zu erwarten gewesen wäre. Dies mag mit einem Mangel an Gelegenheit zu tun gehabt haben, denn in der landwirtschaftlich ziemlich ertragreichen Küstenmarsch waren Hungersnöte eher selten, so dass die Fruchtbarkeit auch der unterbäuerlichen Bevölkerung durch Ernährungsprobleme wohl kaum nachhaltig gefährdet gewesen sein dürfte. Im Gegenteil: Die langen Geburtenabstände von durchschnittlich fast 3 Jahren sprechen eher dafür, dass die Paare verhütet haben. Man wollte nicht mehr Kinder, und wenn doch, bedurfte es dafür keiner Unterstützung von außen.

In Bezug auf die Säuglingssterblichkeit hatten die Großmütter offensichtlich mehr Möglichkeiten, hilfreich zur Seite zu stehen. Interessanterweise kommt dieser positive Einfluss aber in einem recht engen Zeitfenster zum Tragen, nämlich vor allem in der zweiten Hälfte des ersten Lebensjahres. Wir können natürlich nicht wissen, welcher Art die innerfamiliären Transaktionen waren, die zu diesen Ergebnissen geführt haben, aber die Zeitstellung lässt vermuten, dass die Hilfe besonders nützlich während des Abstillens gewesen sein könnte. Vielleicht war es nur das in einem langen Leben gesammelte Wissen und der sich daraus speisende kluge Rat für den richtigen Umgang mit frisch entwöhnten und deshalb besonders gefährdeten Kindern, der half.

Ganz anders stellt sich die Situation auf Seiten der Großmütter väterlicherseits dar. Es scheint gerade so, als ob die Lebenshilfe nicht gegeben wurde. Vielleicht wurde sie verweigert, vielleicht wurde sie aber auch gar nicht nachgefragt, jedenfalls ist ein die Säuglingssterblichkeit senkender Effekt nicht messbar. Im Gegenteil: Die Großmütter väterlicherseits hatten einen deutlich schädlichen Einfluss in den ersten Tagen und Wochen eines neuen Lebens. Auch hier können wir nicht wissen, auf Grund welcher innerfamiliären Transaktionen dieses merkwürdige Phänomen zu Stande kam. Wir vermuten aber, dass die erhöhte Sterblichkeit der betroffenen Säuglinge auf das zurückgeht, was man in der Mortalitätsforschung „endogene Verursachung“ genannt hat: vorgeburtlich begründete Beeinträchtigungen der Lebensfähigkeit. Das Verhältnis Schwiegermutter/Schwiegertochter war möglicherweise dermaßen spannungsgeladen, dass die werdenden

Mütter Schwierigkeiten hatten, gesunde Kinder zur Welt zu bringen. Diese Interpretation gewinnt angesichts der Statistiken zur differentiellen Totgeburtlichkeit weiter an Plausibilität. Aus der eingangs erwähnten Datenbank der rekonstituierten Krummhörner Familien haben wir aus der Zeit von 1750 bis 1874 insgesamt 6206 eheliche Geburten extrahiert. Davon waren 202 (= 3,3%) Totgeburten. Nach der statistischen Kontrolle des Alters der Mütter und der Kohorteneffekte zeigte sich interessanterweise, dass die Existenz der eigenen Mutter keinen Einfluss auf das Risiko einer Totgeburt ausübte, während aber die Existenz der Schwiegermutter das relative Risiko einer Totgeburt um 34,9% erhöhte. Der Einfluss der Schwiegermutter auf die Totgeburtlichkeit war über die Ehedauer nicht gleichmäßig verteilt. Das verdeutlicht die differenzierte Wiedergabe der relativen Risiken einer Totgeburt bei lebender versus gestorbe-

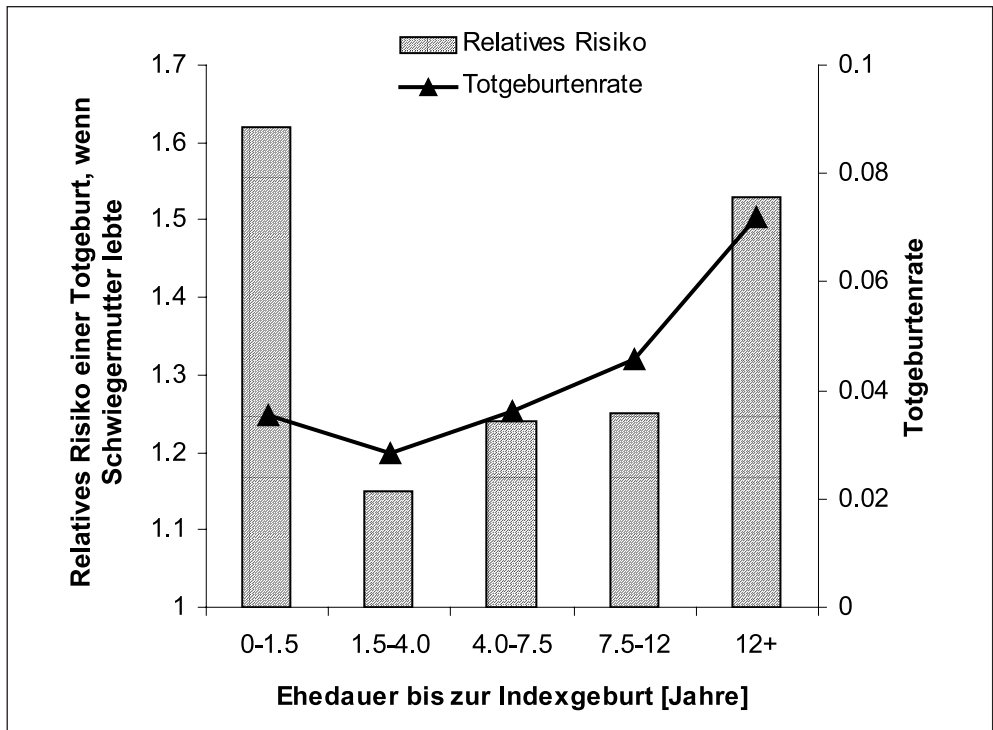


Abb. 3: Das durch eine lebende Schwiegermutter bedingte relative Risiko einer Totgeburt in Abhängigkeit von der Ehedauer (Krummhörn, Ostfriesland, 1750–1874)

ner Schwiegermütter nach Ehedauer (Abb. 3). Zunächst zeigt sich, dass die Inzidenz der Totgeburtlichkeit über die Ehedauer eine J-Form aufweist. Zu Beginn einer Ehe und vor allem nach längeren Ehejahren ist die Totgeburtensrate überdurchschnittlich erhöht. Dies dürfte die bekannte Altersverteilung des Totgeburtensrisikos spiegeln. Interessanterweise nimmt aber auch das relative Risiko durch die Schwiegermutter einen ähnlichen Verlauf. Es ist zwar in allen Phasen einer Ehe erhöht, zu Beginn aber besonders hoch und dann wieder nach 12 und mehr Ehejahren. Der hohe Wert zu Beginn einer Ehe ist an sich gut nachzuvollziehen. Die soziale Konstellation nach der Eheschließung ist neu und entsprechend belastend für die jungen Frauen. Größeres Interesse verdient allerdings der erhöhte Wert nach langen Ehejahren. Diese Beobachtung spricht nicht dafür, dass die Schwiegermütter mit der Zeit ihren Druck reduzierten oder die Schwiegertöchter eine entlastende Gewöhnung erreicht hätten. Stattdessen scheinen die Stress induzierten Effekte zu akkumulieren.

Dass der hier vorgestellte Zusammenhang zwischen der Existenz der Schwiegermutter und dem Risiko einer Totgeburt tatsächlich Ausdruck eines Verhaltenskonflikts ist, wird durch die Beobachtung unterstrichen, dass wiederum die räumliche Nähe zwischen Schwiegermutter und -tochter diesen Effekt modelliert, ähnlich den oben geschilderten Befunden zur Neonatalsterblichkeit. Wenn nämlich die Wohnorte von Schwiegermutter und Schwiegertochter identisch waren, erhöht sich im Fall einer lebenden Schwiegermutter das relative Risiko einer Totgeburt um 45%. Waren hingegen die Wohnorte verschieden, verschwindet der Effekt unter die Signifikanzgrenze.

Ein zeitgenössisches Sprichwort lautet: „*Twee Wiefen over een Deel, is een to vööl*“. Stimmt! – können wir nun mit historischer und analytischer Distanz zum Geschehen feststellen. Und das Volkswissen hatte auch die Schuldige für diese Situation ausgemacht: „*Mann's Moo'r is de Düvel over de Floo'er*“. Dass das Schwiegermutter/Schwiegertochter-Verhältnis nicht unproblematisch war, sondern latent spannungsgeladen, scheint demnach in der Krummhörn

und überhaupt in Ostfriesland eine verbreitete Volksweisheit gewesen zu sein.

Worum geht es?

Es gibt mehrere Konfliktfelder, in denen unterschiedliche Interessen von Schwiegermüttern und Schwiegertöchtern aufeinander treffen, wobei aufgeklärte Soziobiologen zunächst an das *pater semper incertus* denken. Um die Vaterschaftsunsicherheit zu verringern, sollten Mütter daraufhin selektiert worden sein, die sexuellen Monopolisierungsversuche der Söhne zu unterstützen. Aus soziobiologisch leicht einsichtigen Gründen ist man mehr an der Aufzucht und dem Wohlergehen der eigenen Kinder und Enkel als an fremden interessiert. Danach wäre vorstellbar, dass die „mobbeden“ Schwiegermütter der vormodernen Krummhörn im Interesse ihres Sohnes – und damit letztlich auch in ihrem eigenen Interesse – Druck auf die Schwiegertöchter ausgeübt haben, um eheliche Treue und Tugendhaftigkeit zu erzwingen. Aus dieser Sicht hätten wir es gleichsam mit einem evolutionär eingebauten Misstrauen zu tun – einem Sensor, der einem Rauchmelder vergleichbar Gefahren sensibel erkennt und prompt reagiert. Solch ein Sensor kann nun zweierlei Fehler machen: Er kann zu schnell anschlagen und häufig „Fehlalarm“ geben, oder er kann zu insensitiv eingestellt sein und ein tatsächliches Risiko nicht bemerken. Welcher Fehler ist gemessen an den Folgen gravierender? Im Fall des Rauchmelders ist die Antwort klar: Häufiger Fehlalarm ist zwar nervig, bleibt aber letztlich folgenlos. Ein nicht erkannter Brand hingegen kann tödlich sein, weshalb Rauchmelder hypersensitiv eingestellt sein sollten (und es auch sind). Vielleicht verhält es sich mit dem schwiegermütterlichen Misstrauen ähnlich. Zu schneller Fehlalarm belastet zwar die Familienbeziehungen und kann, wie die Krummhörner Statistiken lehren, auch gelegentlich Kosten verursachen, Gleichgültigkeit bezüglich des Sexualverhaltens der Schwiegertöchter und ihrer familiären Loyalität wird hingegen im Mittel noch teurer werden, denn ein Teil der Enkel wären nicht die eigenen.

Es ist nicht ausgeschlossen, dass die Krummhörner Schwiegermütter Opfer ihrer eigenen Moralität geworden sein könnten. Die überaus strenge calvinistisch geprägte Sexualmoral des 18. und auch noch 19. Jahrhunderts hat ungeklärte Vaterschaftsverhältnisse zu verhindern gesucht und dies wohl auch mit recht großem Erfolg. Der eingebaute „Schwiegertochter-Überwachungs-Sensor“ musste der vorherrschenden Moral entsprechend immer sensibler reagieren, was zu dem Ergebnis geführt haben könnte, dass in einigen Fällen krankmachender „Daueralarm“ gegeben wurde. „Böse Schwiegermütter“ sind so gesehen übertriebene Exekutoren jenes an sich adaptiven Misstrauens, das ihrer Rolle evolutionär eigen ist.

Die zu Beginn einer Ehe besonders hohe Belastung der Schwiegertochter durch die Schwiegermutter spricht dafür, dass der Krummhörner Schwiegerkonflikt im Dienst der Erhöhung der Vaterschaftswahrscheinlichkeit steht, schließlich bestehen gerade zu Beginn einer Ehe möglicherweise noch Unklarheiten über die Tugendhaftigkeit der jungen Ehefrau. Schwiegermütter könnten in dieser Phase besonders motiviert sein zu disziplinieren, um von Anfang an klare Verhältnisse zu schaffen. Mit zunehmender Ehedauer und Sicherheit der Beziehungen sollte der Druck spürbar nachlassen. Dass das offensichtlich nicht nachhaltig passiert, sondern dass das relative Risiko einer Schwiegermutter mit der Ehedauer wieder zunimmt, lässt vermuten, dass die Schwiegerkonflikte in der Krummhörner nur teilweise der Logik des „Monopolisierungs-Szenarios“ entsprechen.

Ein weiterer Konflikt entsteht über der Frage, wie viel die Schwiegertochter zur Familien-Ökonomie beitragen soll. Eine Schwiegermutter könnte, sofern ihre soziale Stellung in der Familie stark genug ist, motiviert sein, ihre Schwiegertochter über Gebühr zur Arbeit anzutreiben, um die so erwirtschafteten Überschüsse in die eigene Deszendenz einfließen zu lassen. Dies könnte konkret bedeuten haben, dass die Schwiegermütter ihre Schwiegertöchter mehr als die eigenen Töchter zur Arbeit in Haus, Garten oder Betrieb angetrieben haben. Dass die Arbeitsbelastung der Schwangeren die Risiken der Totgeburtlichkeit und der Neonatalsterblich-

keit beeinflusst, ist vielfach gut belegt. Eine Schonung der Schwiegertöchter selbst während der Schwangerschaft oder nach einer Niederkunft mag sich in den unsentimentalen Bilanzen des darwinischen Geschehens letztlich nicht gerechnet haben. Selbst wenn die ökonomische Ausbeutung der Schwiegertochter hin und wieder mal einen noch nicht oder erst gerade geborenen Enkel kostete, könnte die Strategie unter bestimmten sozio-ökonomischen Rahmenbedingungen netto aufgehen, denn gestorbene Enkel waren in der Regel schnell zu ersetzen. Selbst eine gestorbene Schwiegertochter wäre nicht unersetzbar gewesen. Wir haben es hier mit einem Ausbeutungssystem zu tun, in dem die Arbeitsleistung der Schwiegertochter ebenso selbstverständlich eingefordert wurde wie ihre Fruchtbarkeit.

Dieses zunächst aus evolutionärer Perspektive skizzierte Ausbeutungs-Szenario findet gleichsam unverändert eine psychologische Entsprechung. Historische Familiensoziologen haben immer wieder herausgearbeitet, dass in den agrarischen Gesellschaften Westeuropas die Beziehungen auch unter Familienmitgliedern fast nur vom Besitzdenken geprägt sind. Emotionale Distanz in bäuerlichen Familien gilt geradezu als Binsenweisheit der historischen Familienforschung. Keine Frage – in einem pragmatisch versachlichten und emotional unterkühlten Familienkontext, in dem ökonomische Bilanzen höher bewertet werden als emotionale, können krank machende Schwiegerkonflikte gut gedeihen. Doch zurück zur Ausgangsfrage:

Was können uns die Krummhörner Kirchenbücher über die Evolution der Großmütter lehren?

Vorausgesetzt unsere Ergebnisse sind keine singuläre Zufälligkeit und nur typisch für einen kleinen, abseits zwischen Moor und Meer gelegenen Flecken auf der Erdkugel, sondern angenommen, sie spiegeln die evolvierte motivationale Ausstattung aller historischen und zeitgenössischen Großmütter dieser Welt wider, dann hat das Bild von der bedingungslos helfenden Oma und ihrer uneingeschränkten Solidarität mit den nachwachsenden Familien-

mitgliedern einen Knacks bekommen, denn die Unterstützung wird nur differenziert und konditional gewährt: In der weiblichen Deszendenz ja, in der männlichen vielleicht. Eine nicht-funktionale Interpretation dieses Befundes könnte etwa folgende Argumentationsstruktur annehmen: Menschen haben das adaptive Motiv, andere, vor allem Nichtverwandte sozial zu dominieren. Aufgrund einer aus welchen Gründen auch immer verlängerten Lebensspanne und patrilokaler Lebensweise überschneiden sich die Lebenssphären von Müttern und Partnerinnen ihrer erwachsenen Söhne. In der Folge kommt es aufgrund des in anderen sozialen Kontexten evolvierten adaptiven Dominanzmotivs auch hier im innerfamiliären Zusammenhang zum Konflikt. Der Konflikt verursacht Kosten, und zwar für alle Beteiligten, und ist deshalb nicht adaptiv. Als Neben-Produkt eines biologisch evolvierten allgemeinen sozialen Dominanzstrebens ist er aber nur sehr schwer zu unterdrücken.

Wenngleich diese nicht-funktionale Interpretation nicht ausgeschlossen werden kann, erscheint uns eine funktionale Interpretation wahrscheinlicher. Nach darwinischer Logik ist es nicht unwahrscheinlich, dass Verhaltensstrategien, die Kosten verursachen, nur deshalb persistieren, weil sie auch Vorteile einbringen, die im Durchschnitt und auf Dauer die entstandenen Kosten mehr als kompensieren. Es erscheint von daher nicht a priori ausgeschlossen, dass es sich im Mittel für die historischen Schwiegermütter gelohnt hat, ihre Schwiegertöchter sozial und reproduktiv zu manipulieren. Je mehr es den älteren Frauen gelang, im eigenen Interesse Einfluss auf das Produktions- und Reproduktionsverhalten ihrer Schwiegertöchter zu nehmen, desto größer war die genetische Belohnung fürs Altwerden. Während Hilfe das Mutter/Tochter-Verhältnis kennzeichnet und die Grundlage für Kristen Hawkes' Version der Großmutterhypothese darstellt, tritt beim Mutter/Sohn-Verhältnis die soziale Manipulation hinzu. Nicht dass Hilfe hier keine Rolle spielt, aber sie ist nicht die einzige Möglichkeit postgenerativer Frauen, ihre reproduktive Fitness zu maximieren. Durch Erhöhung des Reproduktionserfolgs des Sohnes

eventuell auch zu Lasten der Schwiegertochter hat auch die ausbeutende Manipulation der Schwiegermutter das Potenzial, „Gene für Langlebigkeit“ zu transportieren. In welchem historischen und quantitativen Verhältnis die beiden Strategien der Hilfe und der Manipulation zueinander stehen, hängt von den vorherrschenden Familienformen ab. Die Hilfe-Strategie ist eine Anpassung an die matrilocale Lebensweise, bei der ältere Frauen und ihre erwachsenen Töchter einen gemeinsamen Lebensraum teilen. Matrilocalität kann geradezu als evolutionäres Ergebnis der Helfen-Strategie verstanden werden. In patrilokalen Gesellschaften besteht für eine Unterstützung der erwachsenen Töchter kaum die Möglichkeit, weil wegen weiblicher Exogamie ältere Frauen eher mit ihren Schwiegertöchtern als mit ihren eigenen Töchtern zusammenleben. Die Hilfe-Strategie kann sich hier nicht nachhaltig manifestieren. Stattdessen wird soziale Manipulation zur vorherrschenden Strategie der Fitnessmaximierung im Alter.

Dass die patrilokale Lebensweise auch stammesgeschichtlich eine signifikante Rolle gespielt haben könnte, erscheint nicht ganz unwahrscheinlich. Die Mehrzahl der zeitgenössischen Wildbeutergesellschaften favorisiert – übrigens in bemerkenswerter Kontinuität zu Schimpansen und Bonobos – Patrilokalität, also männliche Philopatrie und weibliche Abwanderung. Neuere Untersuchungen zeigen beispielsweise für Papua-Gesellschaften in Melanesien, dass die Variabilität des Y-Chromosoms reduziert ist, nicht aber die Variabilität der mitochondrialen DNA. Danach waren eine begrenzte Anzahl mit einander genetisch verwandter Männer die historischen Väter, während die Frauen in Clan-exogame Gruppen gewandert sind. In solchen Sozialsystemen ist es jedoch ausgesprochen selten (wenngleich nicht völlig ausgeschlossen), dass Mütter Gelegenheit hatten, ihren erwachsenen Töchtern (oder anderen weiblichen Verwandten) zu helfen. Aus alledem folgt, dass die Evolution der Großmutter nicht ohne die Evolution der Schwiegermutter gedacht werden kann, mithin zwei soziale Strategien, nämlich „Helfen“ und „soziale Manipulation“, die Evolution der postgenerativen Lebensspanne be-

günstigt haben könnten. So gesehen liefern ostfriesische Kirchenbücher, wenngleich ganz versteckt und absichtslos, wertvolle Hinweise für ein verbessertes Verständnis evolutionärer Bilanzen, einschließlich des Alters, und damit letztlich Hinweise, die bei den Rekonstruktionsversuchen der sozialen Evolution der Menschen helfen können.

Anmerkungen

¹ In dieser publikumsorientierten Überblicksdarstellung verzichten wir weitgehend auf eine wissenschaftliche Dokumentation der Zitate, Methoden und Befunde. Diese findet sich in: Beise, J., Voland, E.: A multilevel event history analysis of the effects of grandmothers on child mortality in a historical German population (Krummhörn, Ostfriesland, 1720–1874). *Demographic Research* 7 (2002): 469–497 – Grainger, S., Beise, J.: Menopause and post-generative longevity: Testing the “stopping-early” and “grandmother” hypothesis. *MPIDR*

Working paper. – Voland, E., Beise, J.: Opposite effects of maternal and paternal grandmothers on infant survival in historical Krummhörn, in: *Behavioral Ecology and Sociobiology* 52 (2002): 435–443 – Voland, E., Beise, J.: Der Einfluss der Schwiegermutter auf die Totgeburtlichkeit in der Bevölkerung der ostfriesischen Krummhörn des 18. und 19. Jahrhunderts in evolutionspsychologischer Interpretation. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, im Druck. – Voland, E., Beise, J.: “The husband’s mother is the devil in house” – Data on the impact of the mother-in-law on stillbirth mortality in historical Krummhörn (C18–C19) and some thoughts on the evolution of postgenerative female life, in: Voland, E., Chasiotis, A., Schiefenhövel, W. (eds.): *Grandmotherhood – The Evolutionary Significance of the Second Half of Female Life*. Piscataway (Rutgers University Press) (im Druck)

² Williams, George C. 1957: Pleiotropy, natural selection, and the evolution of senescence. *Evolution* 11: 398–411

³ Hawkes, K.; O’Connel, J. F.; Blurton Jones, N. G.; Alvarez, H.; Charnov, E. L. 1998: Grandmothering, menopause, and the evolution of human life histories. *Proceedings of the National Academy of Science USA* 95: 1336–1339

Haushalts-Service

Fachkräfte reinigen Ihr Privathaus, Ihre Geschäftsräume und versorgen Sie bei Krankheit (Krankenkassenzulassung). Wir kommen regelmäßig oder wann immer Sie uns brauchen.

Ein erfolgreiches Angebot gegen Schwarzarbeit in Privathaushalten – steuerlich absetzbar.

Party-Service

für Ihre Privateinladungen und Feste
Catering für Firmen, Empfänge, Tagungen usw.

Schloss
Rauischholzhausen

Tagungshotel der Universität Gießen,
ab 1. Oktober 2003 Pächterin
Ausrichtung von Tagungen, Seminaren und Privatfeiern.

Schloss-Café

für Park- und Schlossbesucher/innen
sonntags geöffnet von 12.00 bis 18.00 Uhr

Faber-Management



Dienstleistungsunternehmen für Haushalt und Familie
Inhaberin Elisabeth Faber, Hauswirtschaftsmeisterin
Ludwigstraße 47a · 35390 Gießen · Telefon: 06 41/9 71 69 00
Fax: 06 41/9 71 69 02 · E-Mail: Faber-Management@t-online.de

Gesichtserkennung oder der etwas andere Sinn des Menschen

Die Fähigkeit, Strukturen zu erkennen, ein- und zuzuordnen, im Gedächtnis zu behalten, wenn nötig in das Gedächtnis zurückzurufen, sich zu erinnern und Bekanntes wiederzuerkennen, ist eine wesentliche Eigenschaft des Menschen.

Zur Wahrnehmung seiner Umwelt verfügt der Mensch über Sinne wie Sehen, Hören, Fühlen, Riechen, Schmecken, die in ihrem Wahrnehmungsspektrum und ihrer Intensität sehr individuell ausgeprägt, aber unter Umständen auch eingeschränkt sein oder völlig fehlen können.

Von der Kindheit an lernen Menschen als Individuum mit dieser rein physiologisch begründbaren Fähigkeit des Wahrnehmens mit den Augen, des Sehens, und der Assoziation, der Weiterverarbeitung des Gesehenen, zu leben.

Es gehört z. B. zur künstlerischen Grundausbildung eines Kindes zu lernen, Gesichter zu malen. Die ersten und einfachsten Gesichter sind die so genannten Punkt-Komma-Strich-Gesichter (Abb. 1), die sich auf die wesentlichen gesichtsbildenden Teile beschränken:

Der Mensch ist angewiesen auf das Erkennen anderer Menschen, von Gesichtern bekannter und unbekannter Personen in allen Lebenslagen und zu jeder Zeit. Kann er es nicht, fehlt eine wesentliche Orientierung im Alltagsleben.

Es ist fraglich, ob das Erkennen von Gesichtern gleichzusetzen ist mit einem erweiterten (Seh-) Sinn, einem Sinnesempfinden, dessen Informationen bei jedem Menschen kognitiv verarbeitet werden müssen. Diese Fähigkeit ist offensichtlich nicht selbstverständlich, da Sinnestäuschungen, falsche Zuweisungen von bekannten und unbekanntem Gesichtern, möglich sind. Einigen Menschen fehlt offensichtlich vollständig die Fähigkeit des Wiedererkennens von Gesichtern (sog. *Prosopagnosie*). Gesichtsbblindheit wurde durch den Bestseller des amerikanischen Neurologen

und Neuropsychologen Oliver Sacks (geb. 1933 in London) der Öffentlichkeit bekannt. Die Titelgeschichte seines Buches: „Der Mann, der seine Frau mit einem Hut verwechselte“ (1990, dt. Ausgabe), ist wörtlich zu nehmen. Es wird darin ein Musikprofessor beschrieben, der, vermutlich durch einen Tumor in seinem Sehzentrum beeinträchtigt, Gesichter nicht mehr erkennen konnte. Der Professor erkannte seine Studenten erst, wenn sie mit ihm sprachen, er streichelte auf der Straße Hydranten, die er für Kinder hielt.

Abstrakte komplizierte Formen hat er insgesamt fehlerfrei erkannt. Obwohl er nachweislich gut sehen konnte, hat er weder in seiner alltäglichen Umgebung noch bei Fernsehfilmen Gesichtsausdrücke erkennen oder gar deuten können.

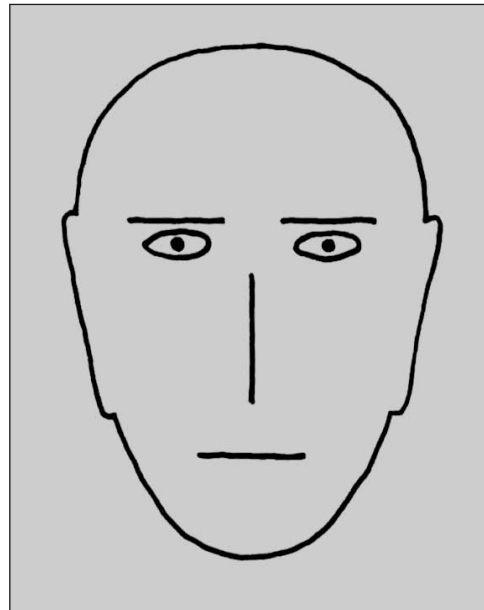


Abb. 1: Reduzierte Darstellung des Normalgesichts (nach Hertl 1993)



Abb. 2a und b: Normale (a) und seitenverkehrte (b) Sicht eines Gesichts (nach Hertl 1993)

Das Erkennen und die Sicht des eigenen Gesichts sind geprägt durch den Umstand, dass der Mensch sich selbst normalerweise nur im Spiegelbild sieht und nur selten die Gelegenheit haben wird, sein Bild so sehen zu können, wie es von anderen gesehen wird (Abb. 2a u. b). Selten wird ein Mensch veranlasst sein, sich selbst zu beschreiben oder zu zeichnen, doch wird er in der heutigen Zeit mit vielen Bilddokumenten konfrontiert sein, die ihn von der Geburt an zeigen. Erwachsene Menschen zeigen charakteristische Strukturen, die gut beschrieben und verglichen werden können (Helmer et al. 1993). Die mehr oder weniger starken Veränderungen eines alternden Gesichtes können Schwierigkeiten bereiten, ein Gesicht eines Menschen nach Jahren mit einem kurzen Blick zu identifizieren. Häufig müssen in einem solchen Fall computertechnische Methoden des direkten Bildvergleichs zur Klärung der Identität durchgeführt werden (Helmer 1984). Es kommt sogar vor, dass eine Person Probleme hat, sich selbst auf einem Foto, insbesondere auf Gruppenfotos aus der Kindheit, wiederzuerkennen.

Bei einem Kindergesicht finden wachstumsbedingt gravierende Veränderungen in einem re-

lativ kurzen Zeitraum statt. Betrachtet man den Proportions- bzw. den Gestaltwandel, den ein Mensch während seiner Reifung erfährt, ist dies eindeutig nachvollziehbar (Hautvast 1967). Die Veränderungen der Gesichtsmorphologie sind bereits vielfach bearbeitet und beschrieben worden (Knussmann 1980 u. 1996, Kreutz u. Verhoff 2002a u. b).

Das Gesicht des Menschen ist eine Matrix mit unendlich vielen Gestaltungsvariablen und -möglichkeiten. Es entwickelt sich vom Embryo bis hin zum greisen Menschen in seiner individuellen und mehr oder weniger altersgerechten Form (Abb. 3a u. b).

Das Gesicht ist neben dem genetischen und dem digitalen Fingerabdruck der individuellste und variationsreichste morphologische Merkmalsträger für die Personenidentifikation.

Was befähigt den Menschen, einen bestimmten Menschen unter vielen zu erkennen? Phantombilder von Personen führen in vielen Fällen zur Identifikation Unbekannter und werden unter Mithilfe von Zeugen erstellt, die diesen Menschen mitunter nur sehr kurz und unter widrigen Umständen gesehen haben. Ein Phantombild wird aus den verschiedenen Gesichtsbestandtei-

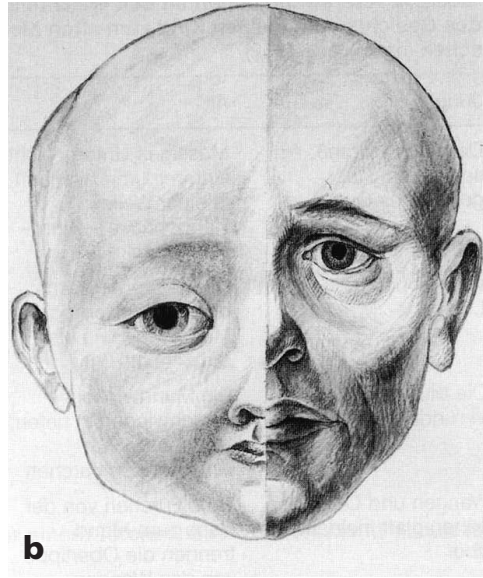
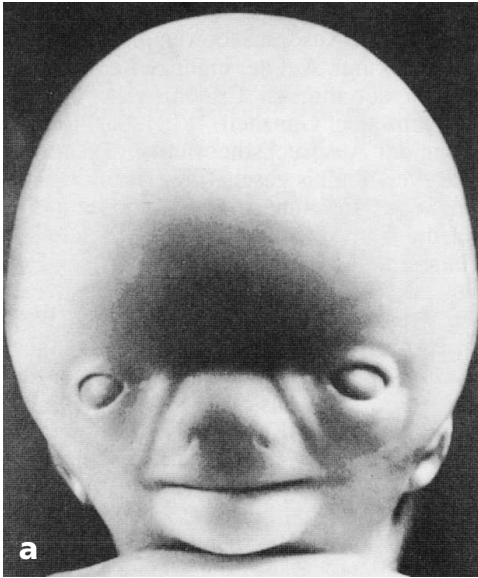


Abb. 3a und b: a) Gesicht des Embryos, 45 Tage, 27,3 mm, und b) Gegenüberstellung Säugling/Erwachsener (nach Hertl 1993)

len zusammengesetzt. Wichtige Details wie das Alter, Geschlecht, besondere Merkmale (Narben, Naevi usw.) und ethnische Herkunft sollen bei der Erstellung des realen Gesichts helfen.

Alle Fragen zum Thema der Gesichtserkennung zu beantworten, ist nach dem derzeitigen Stand der Wissenschaft nicht möglich, Farb- und Schwarzweiß-Sehen spielt z. B. beim Erkennen eine wesentliche Rolle. Der Mensch wird in seinem Erkennen von vielen Faktoren, die inert wie äußerlich gegeben sind, beeinflusst, die Mannigfaltigkeit kann jeder Einzelne beurteilen, der sich bereits einmal ernsthaft den Kopf darüber zerbrochen hat, wo er jemanden schon einmal gesehen hat oder ob sein Gehirn ihm einen Streich spielt und er einen völlig unbekanntem Menschen vor sich hat.

Grundlegend ist bei jedem Menschen ein strukturiertes, in der Hominidenevolution differenziert gestaltetes, flächig unbehaartes Gesicht vorhanden, im Speziellen die Gesichtsform mit dem dazugehörigen Kopf, den Ohren, der Kopfbehaarung und dem Hals als Verbindungselement zum Gesamtkörper. Auf der knöchernen Form des Schädels befindet sich der plastische Aspekt des Gesichtes, Bindegewebe und

Muskulatur in unterschiedlicher Dicke (Abb. 4a u. b).

Im Folgenden sollen die wesentlichen Merkmale von Gesichtern und deren Einzigartigkeit in der Ausprägung dargestellt werden.

Die Morphognostik beschäftigt sich mit den Einzelstrukturen, den Gestaltungsmerkmalen, die den Körper eines Individuums im Hinblick auf die Integration wie die Abgrenzung innerhalb einer Gruppe beschreiben.

Die Gesichtserkennung ist in der Kriminalistik seit dem französischen Anthropologen und Kriminalisten Alphonse Bertillon (1853–1914) in die Täteridentifizierung integriert. Er hat als erster Bildtafeln mit Gesichtern in standardisierter Form erstellt. Bertillon kann die „Maßgeblichkeit“ der anatomischen Linien nur behaupten, indem er voraussetzt, dass es sich bei den zum Vergleich gesetzten Fotos um Darstellungen derselben Person handelt. Obwohl Bertillon die „Erinnerung“ – eine psychische Instanz – durchaus als Kriterium für eine Wiedererkennbarkeit einbezieht, sind es letztendlich die „messbaren“ Merkmale der Oberfläche, die für ihn entscheidend sind, und seine Standardisierungsvorgaben stehen genau unter dieser Prä-

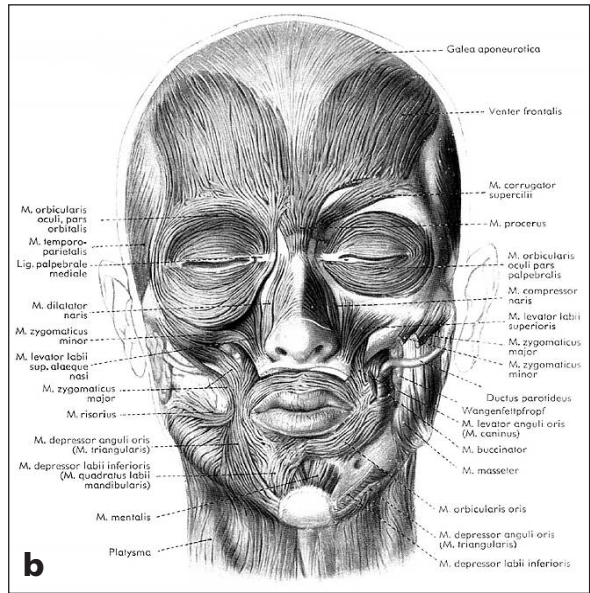
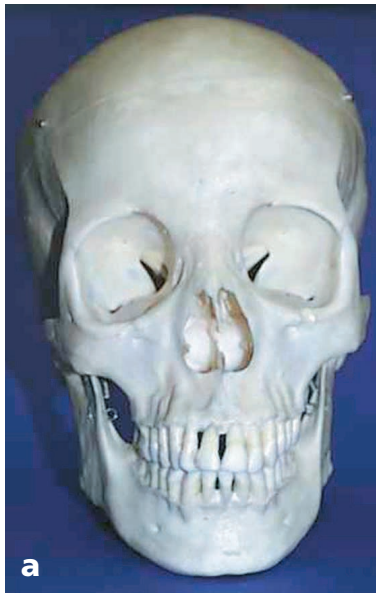


Abb. 4a und b: a) Schädel eines Erwachsenen aus der Sammlung des Anthropologischen Instituts in Gießen und b) Frontalansicht mit Gesichtsmuskulatur (nach Benninghoff-Goerttler 1985)

misie. Es ist die vermeintliche Möglichkeit des objektiven Messens, die für die Frage nach der fotografischen Ähnlichkeit bestimmend wird und die sogar „das Fotografische“ selbst auszuklammern sucht, wenn Bertillon schreibt:

„Die nach unserer Methode erhaltenen gerichtlichen Photographien werden ein wirkliches anthropometrisches Document bilden. Nach diesen Photographien können wir [...] mit derselben Genauigkeit messen und erläutern, wie dies direct an den lebenden Personen möglich ist“ (Bertillon 1895).

Die Gesichtserkennung ist ein fester Bestandteil der Forensischen Anthropologie und wird mittels unterschiedlichster technischer Verfahren immer weiterentwickelt und zur Identifikation lebender und verstorbener Personen erfolgreich, methodisch fundiert und standardisiert eingesetzt (Kreutz u. Verhoff 2002b). Das Gesicht des Menschen besteht aus dem Ober-, Mittel- und Untergesicht (Abb. 5) mit einer bestimmaren Gesichtsform (Abb. 6). Die Gesichtsmarkmale der Vorder- und Seitenansicht eines Menschen ergeben bei freier Kombination die rechnerische Möglichkeit, 5.153.760.623.546.145.136.000 Menschen

physiognomisch zu unterscheiden (Scheidt 1931).

„Ein menschliches Antlitz beschreiben, kann nicht heißen, die Bildung aller seiner Züge, Formen und Formteile mit Worten wiedergeben zu wollen. Das Wesentliche liegt in der Hervorhebung dessen, worin sich ein Erscheinungsbild hauptsächlich von anderen solchen Erscheinungsbildern unterscheidet“ (Scheidt 1931, Seite 15).

Über 130 Einzelstrukturen können zur Beschreibung eines Gesichtes aus Vorder- und Seitenansicht schematisch erfasst und erhoben werden.

Den Regeln des goldenen Schnitts folgend hat Stephen R. Marquardt, ein Experte auf dem Gebiet der plastischen Chirurgie, die „perfekten“ Proportionen auf das menschliche Gesicht übertragen (Abb. 7a). Daraus ist das so genannte „ästhetische“, mitunter als schön bezeichnete Gesicht entstanden.

In einer Studie von 1995 misst Karl Grammer die Symmetrie eines Gesichtes anhand von sechs ausgewählten Parametern (Abb. 7b). Die Symmetrie spielt bei der Annahme von Schönheit vor allem in der Durchschnittlichkeit eine

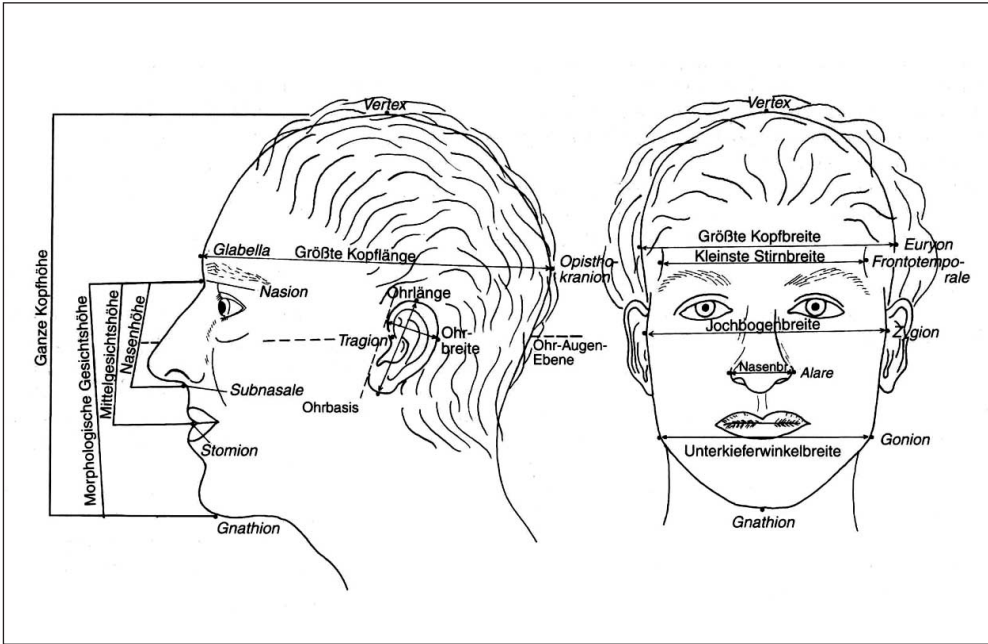


Abb. 5: Einteilung des Gesichts nach Regionen und Messstrecken (nach v. Karolyi 1971)

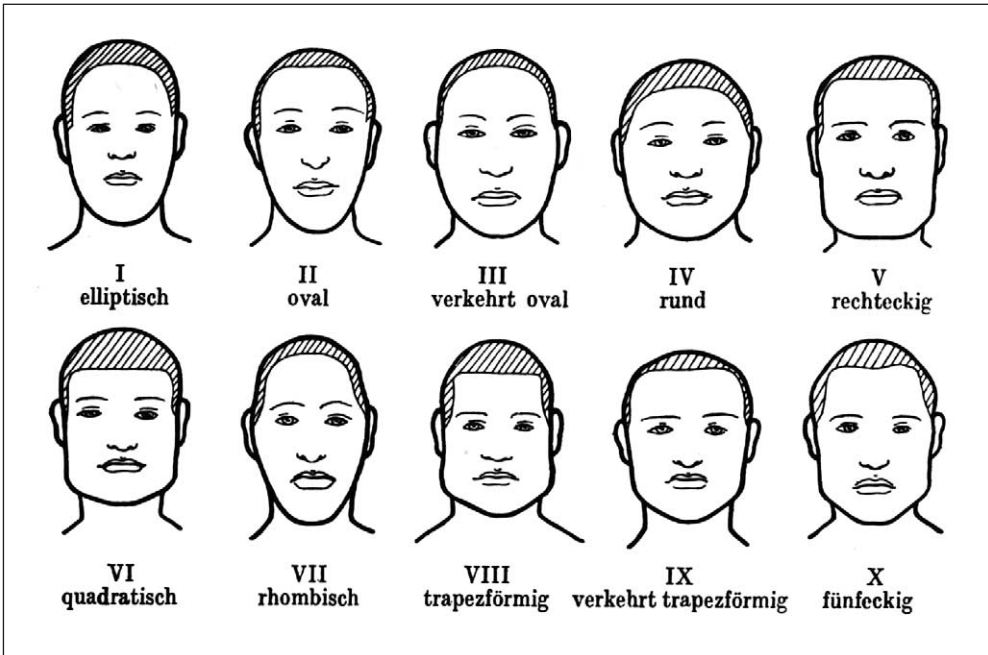


Abb. 6: Typische Gesichtsumrisse (nach Poch 1916)

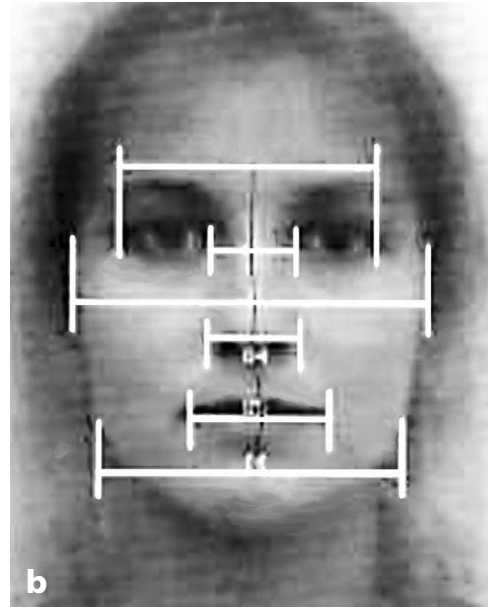
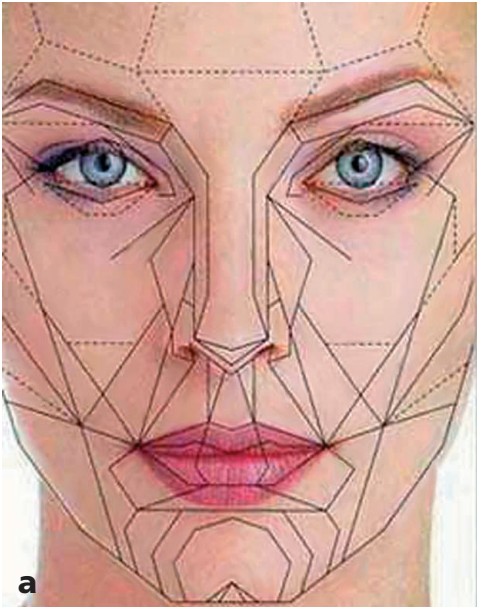


Abb. 7a und b: a) Applikation des sog. goldenen Schnitts auf ein Frauengesicht (nach Marquardt entnommen [<http://did.mat.uni-bayreuth.de/mmlu/goldenerschnitt/lu/nat4.html>]) und b) Proportionsskala eines Frauengesichts (nach Flieder u. Grammer 1995)

entscheidende Rolle. Soziologen, Gender-Forscher und Psychologen bemühen sich seit Jahrzehnten aufzuzeigen, dass Schönheitsideale weitgehend durch unser gesellschaftliches Umfeld geprägt werden und „sozial konstruiert“ sind.

David Perrett von der schottischen University of St. Andrews berechnet in seinem Perception Lab (Wahrnehmungslabor) mit Hilfe eines speziellen Computerprogramms zwei „Durchschnittsporträts“ aus den Gesichtszügen von fünfzig Fotomodellen und aus fünfzig Gesichtern von Studentinnen. Die schottischen Wissenschaftler haben eine Methode entwickelt, mit deren Hilfe sie Gesichter am Bildschirm beliebig manipulieren können.

Das Erkennen von männlichen und weiblichen Gesichtern z. B. ist nach eigenen Untersuchungen mittels bebildeter Fragebogen („typisch weiblich“ und „typisch männlich“) von den allgemeinen Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit geprägt (unveröffentlichte Umfrage an der Justus-Liebig-Universität, Kreuz

2003). Werden die als geschlechtstypisch angesehenen Attribute besonders betont, wird – vor allem – eine geschlechtsumgewandelte Person nicht mehr dem „ursprünglichen“ Geschlecht, sondern eindeutig dem umgewandelten zugeordnet.

Immer häufiger wird man mit – weit über einfache temporäre kosmetische Mittel hinaus – konstruierten „ir“realen Gesichtern konfrontiert, Gesichtern, die z. B. sehr stark plastisch chirurgisch verändert sind und das Aussehen einer anderen Person wie ein Double vortäuschen wollen. Zunehmend sind es Gesichter, die nur rein virtuell existieren und keinem realen Menschen, sondern einem mit dem Computer berechneten Bild bzw. Bildpunkten entsprechen. Durch die Möglichkeit des computerunterstützten sogenannten „Morphing“ wird die Unterscheidbarkeit zunehmend schwerer fallen, wenn die starren Masken, die derzeit noch die Bildschirme bevölkern, mit Lebensspuren wie z. B. mimischen Falten oder Hautunreinheiten gezeichnet werden.

Literatur

- Benninghoff-Goertler: Anatomischer Atlas. Band 1. 13./14. Auflage, Berlin 1985.
- Bertillon, A.: Gerichtliche Photographie, Halle a. S. 1895.
- Fieder, M., Grammer, K., Ronzal, G. und Thornhill, R.: Averageness and Symmetry: The Assessment of Beauty. <http://evolution.humb.univie.ac.at/electronic/b1.html>
- Hautvast, J. G. A. J.: Growth changes in the human head, face and stature. Habilitationsschrift, Universität Nijmegen/Niederlande 1967.
- Helmer, R.P.: Schädelidentifizierung durch elektronische Bildmischung. Kriminalistik Verlag, Heidelberg 1984.
- Helmer, R.P., Röhrlich, S., Petersen, D., Möhr, F.: Assessment of the Reliability of Facial Reconstruction. Chapter 17. In: Iscan, M. Y., Helmer R. P.: Forensic analyses of the skull: craniofacial analysis, reconstruction, and identification. Wiley-Liss, New York 1993, pp 229–246.
- Hertl, M.: Das Gesicht des Kranken. Thieme Verlag, Stuttgart, New York 1993.
- Karolyi, L. v.: Anthropometrie. Gustav Fischer Verlag, Stuttgart 1971.
- Knussmann, R.: Vergleichende Biologie des Menschen. Lehrbuch der Anthropologie und Humangenetik. 2. Aufl. Fischer, Stuttgart, New York 1996.
- Knussmann, R.: Der Entwicklungsverlauf in Kindheit und Jugend. In: Knussmann, R.: Vergleichende Biologie des Menschen: Lehrbuch der Anthropologie und Humangenetik. Gustav Fischer, Stuttgart², 1996, pp 169–196.
- Kreutz, K., Verhoff, M. A.: Facial identification of children regarding age dependent changes of the human face and their influence on individual identification. The 10th meeting of the International Association for the Craniofacial Identification vom 11. bis 13. September 2002 in Bari/Italien (Vortrag). [2002a]
- Kreutz, K., Verhoff, M. A.: Forensische Anthropologie. Lehmanns Media, Lob.de. [2002b]
- Kreutz, K.: Umfragen an der Justus-Liebig-Universität. Fragebogen „Typisch weiblich“ und „Typisch männlich“, unveröffentlicht. [2003]
- Pösch, R.: zitiert nach Karolyi (1971)
- Scheidt, W.: Physiognomische Studien an niedersächsischen und oberschwäbischen Landbevölkerungen. Gustav Fischer Verlag, Jena 1931.

Internetadressen

- <http://did.mat.uni-bayreuth.de/mmlu/goldenerschnitt/lu/nat4.html>
- <http://evolution.humb.univie.ac.at/electronic/b1.html>

www.schunk-group.com



Moderne Technologien für die Zukunft – die Schunk-Gruppe

35452 Heuchelheim
Telefon (06 41) 6 08-0
Telefax (06 41) 6 08-12 23



Vom Nil an die Lahn – die Ägyptiaca der Ludoviciana

Im Wallenfels'schen Haus am Kirchenplatz ist seit 1987 die Antikensammlung der Justus-Liebig-Universität Gießen als Leihgabe ausgestellt. Sie umfasst hauptsächlich Objekte antiker Kleinkunst, antike Vasen aus Griechenland und Unteritalien sowie etliche Stücke aus Zypern und Anatolien. Unter den ausgestellten Stücken befinden sich auch mehrere Objekte aus dem alten Ägypten, zumeist Tonvasen, aber auch einige Statuetten aus Holz und Fayence. Wie diese Objekte aus dem Land am Nil nach Gießen gekommen sind, war bislang jedoch unklar. Neue Forschungen können nun nicht nur die Herkunft der Objekte nachweisen, sondern sogar die Sammlung um zwei weitere Stücke



Abb. 1: Wellenhenkelgefäß aus Abusir el-Meleg, 1910 als Schenkung der DOG nach Gießen gelangt, seit 2003 wieder in der Archäologischen Sammlung

ergänzen, die seit dem 2. Weltkrieg unerkannt im Depot des Oberhessischen Museums schlummerten und dort als mittelalterliche Töpfe galten.

Das eine dieser beiden „neuen“ Gefäße (Abb. 1) ist 21,8 cm hoch und aus recht grob gemagertem, orangefarbenem Ton mit feinen weißen Einschlüssen. Die rauh belassene Außenseite weist einen rotbraunen Überzug auf, der an einigen Stellen abgerieben ist.¹ An der weitesten Ausdehnung des lang gestreckten Gefäßkörpers sitzen gegenständig zwei leicht gewellte Griffleisten; man nennt diesen Gefäßtypus daher auch Wellenhenkelgefäß. Ebenso charakteristisch ist der leicht gewölbte Boden und der durch eine markante Kehlung abgesetzte, nach außen gerichtete Rand. Das Stück kann in die Stufe Negade II (c–d) der späten Vorgeschichte Ägyptens datiert werden und gehört damit in die Zeit um 3200 v. Chr. Diese Vase, die inzwischen für die Antikensammlung neu inventarisiert wurde und nun die Nummer K I-48/03 trägt, kann mit Sicherheit zum alten Vorkriegsbestand des Archäologischen Instituts gerechnet werden, und es gibt eine Reihe vergleichbarer Stücke in der Gießener Antikensammlung. Der „Neufund“ gehört zu einem ganzen Komplex ägyptischer Vasen, die 1910 dem Archäologischen Institut als Schenkung übereignet worden sind. Sie stammen aus dem ägyptischen Fundort Abusir el-Meleg, an dem die Deutsche Orient-Gesellschaft (DOG) in den Jahren 1905–06 archäologische Ausgrabungen unternommen hat. Im Zuge der damals üblichen Fundteilung hat die Deutsche Orient-Gesellschaft einen Teil der gefundenen Objekte erhalten und nach Deutschland ausführen dürfen. So genannte Dubletten, also gleichartige Stücke einer Gattung, wurden dabei aussortiert und an verschiedene deutsche Universitäten und Sammlungen abgegeben.²



Abb. 2: Eine Auswahl der Vasen aus Abusir el-Meleq, die seit 1987 im Wallenfels'schen Haus ausgestellt sind

Im Archiv der DOG in Berlin ist der Brief erhalten, mit dem der damalige Gießener Archäologe Carl Watzinger (1877–1948) auf die entsprechende Anfrage der DOG reagiert hat. In dem Brief vom 12. 10. 1910 an Bruno Güterbock, den Vorsitzenden der Deutschen Orient-Gesellschaft in Berlin heißt es:

Sehr geehrter Herr! Die archäologische Sammlung der Universität Giessen wird jede Bereicherung durch Überlassen prähistorischer Vasen aus den ägyptischen Ausgrabungen der DO-G gern und dankbar entgegennehmen. Ihr ganz ergebener Carl Watzinger

Auf der dritten Seite des Briefes, also vom offiziellen Teil abtrennbar, heißt es dann etwas weniger formell:

Lieber Herr Dr! Gerade von Tarent heimgekehrt und ein paar Tage zur Erholung zu Hause, finde ich hier das Schreiben der DO-G. Ich nehme die Vasen sehr gern, darf mir aber vielleicht die Bitte erlauben, nämlich, wenn möglich, unserer Sammlung wenigstens ein Gefäß der schwarz-roten geschmauchten und polierten Gattung zuzuweisen, die uns völlig fehlen, während wir aus Garstangs Grabungen einen ganz schönen Packen unverzierter Gefäße besitzen.³

Gut zwei Wochen später kann Watzinger bereits nach Berlin schreiben:

[...] Auch die Vasen von der DO-G sind gut hier angekommen und bin ich über diese Bereicherung unserer Sammlung und die schöne Auswahl sehr erfreut. [...]⁴

Es handelt sich bei der Keramik (Abb. 2) neben dem erwähnten Wellenhenkelgefäß vor allem um Gefäße der Gattung „black-topped“, also rotpolierte Gefäße mit schwarz geschmauchter Randpartie, und um das Fragment eines rotpolierten Gefäßes, das in der Form der Mündung dem Wellenhenkelgefäß (Abb. 1) sehr nahe steht. Die Datierung der Stücke erscheint so einheitlich, dass sie möglicherweise sogar aus einem geschlossenen Fundkontext aus Abusir el-Meleq stammen könnten.⁵

Watzinger selbst hatte bereits vor dem Zeitpunkt dieser Schenkung enge Kontakte zur Deutschen Orient-Gesellschaft gepflegt: Er hatte 1903 an den Ausgrabungen der DOG in Abusir – nicht mit dem eben erwähnten Abusir el-Meleq identisch – teilgenommen und 1904 ein Buch über die Holz Sarkophag aus Abusir veröffentlicht, das als seine Habilitationsschrift diente. 1908 und 1909 hatte er an den Grabungen in Jericho teilgenommen und einen Teil der Publikation übernommen. Dieser engen



Abb. 3: Vasen aus Beni Hassan, die 1904 als Schenkung von J. Garstang in die Sammlung kamen



Abb. 4: Dieser mit Schnurabdrücken verzierte Topf aus Beni Hassan gehört ebenfalls zu der Schenkung durch J. Garstang und ist seit kurzem wieder in der Gießener Antikensammlung (Inv. K I-49/03)

Verbindung hat die Universität Gießen wohl die großzügig ausgefallene Schenkung von 1910 zu verdanken.

Im letzten Absatz des oben zitierten Briefes Watzingers vom 12. 10. 1910 wird eine Anzahl von Gefäßen erwähnt, die aus der Grabung Garstangs stammen. John Garstang, britischer Archäologe aus Liverpool, hatte zu Beginn des 20. Jahrhunderts im ägyptischen Beni Hassan gearbeitet und dort mit großem Erfolg eine umfangreiche Nekropole ausgegraben. Auch er hatte, wie die Deutsche Orient-Gesellschaft, Dubletten abgegeben und dieses Vorhaben mit einer Anzeige in der Tageszeitung „The Times“ am 18. Februar 1904 angekündigt.

Damals hatte Bruno Sauer, Watzingers Vorgänger und Gründer des Archäologischen Instituts in Gießen, reagiert, eine solche Schenkung erbeten und auch bekommen (Abb. 3). Anders als bei den vorgeschichtlichen Funden aus Abusir el-Meleq handelt es sich bei der Garstang-Schenkungen hauptsächlich um Keramik des Mittleren Reiches (2040–1650 v. Chr.), daneben auch um Werke der Kleinkunst.⁶ Die Abb. 3

zeigt eine Auswahl dieser Gefäße aus Beni Hassan, die im Wallenfels'schen Haus ausgestellt sind.

Zu dieser Gruppe gehört nun das zweite Stück, das ebenfalls bislang als vermeintlich mittelalterlicher Topf im Depot des Oberhessischen Museums lag und das erst jetzt wieder als ägyptisches Gefäß erkannt und der Antikensammlung zurückgeführt worden ist. Es handelt sich um einen rundbodigen, beutelförmigen („drop-shaped“) Topf von 14,7 cm Höhe, der aus hellbraunem, weiß versinterten Ton gefertigt ist (Abb. 4).⁷ Auffälligstes Merkmal ist eine Reihe von Schnurabdrücken im unteren Drittel der Wandung, an der Stelle der weitesten Ausladung des Topfes. Solche Schnurabdrücke können Zeugnisse des Herstellungsprozesses sein, doch ist dies hier wegen der relativ geringen Größe des Gefäßes eher unwahrscheinlich. Es wird sich vielmehr um eine schlichte Form von Dekoration handeln.

Die Zugehörigkeit dieses Topfes, der inzwischen die Inventarnummer K I-49/03 trägt, zu

den Funden aus Beni Hassan kann auch durch eine alte, mit Tusche aufgetragene Nummer auf der Schulter des Gefäßes belegt werden. Es ist allerdings bislang nicht geklärt, ob es sich dabei um eine alte Gießener Nummer handelt, oder, was aber wahrscheinlicher ist, um eine Nummer, die während der Ausgrabung vergeben worden ist und möglicherweise Fundzusammenhänge, etwa Grabbeigaben einzelner Bestattungen bezeichnet. Die auf dem „neuen“ Gefäß kaum lesbare Nummer 120 b hat eine enge Entsprechung auf einem sehr ähnlichen Topf der Gießener Sammlung, der ebenfalls aus Beni Hassan stammt und der die alte Nummer 120 g trägt.⁸ Damit ist nun die Herkunft der meisten ägyptischen Antiken in Gießen geklärt. Die restlichen Ägyptica sind ebenfalls unter Bruno Sauer (Abb. 8) in die Sammlung gelangt. Es handelt sich dabei um Keramikfragmente ägyptischer Vasen, die als „lehrreiche Scherben“ wohl im Jahre 1902 nach Gießen kamen. Sie haben in der Masse der umfangreichen Scherbensamm-

lung des Instituts den 2. Weltkrieg überstanden und werden in dem von Willy Zschiezschmann 1950 angelegten „Vorläufigen Verzeichnis“ unter Angabe des Fundortes erwähnt. Dass diese Scherben aus Abusir ebenfalls eine Schenkung der Deutschen Orient-Gesellschaft (DOG) sind und zu Beginn des 20. Jahrhunderts nach Gießen kamen, konnte erst kürzlich durch einen Pappkarton nachgewiesen werden, der sich im Nachlass Bruno Sauers befindet und der das Adresstikett der DOG trägt (Abb. 5).⁹ Im Jahre 1905 schließlich kamen mehrere kleine Fayence-Utschebtis nach Gießen. Diese kleinen, mumienförmigen Figuren wurden Verstorbenen ins Grab mitgegeben und sollten ihnen als Diener und Arbeiter im Jenseits behilflich sein. Die Gießener Stücke stammen aus der Sammlung des bedeutenden Ägyptologen Friedrich Wilhelm von Bissing und wurden dem Archäologischen Institut von Sauers Schwager Paul Wolters geschenkt, der damals Ordinarius für Klassische Archäologie in Würzburg war. In einer Karte vom 4. Februar 1905 heißt es:



Abb. 5: Für die Versendung von Keramikproben an Lehrsammlungen ließ die Deutsche Orient-Gesellschaft eigens Schachteln und Etiketten herstellen (Nachlass Bruno Sauer)



Abb. 6: Fayence-Uschebti aus der Sammlung Fr. W. von Bissing, als Schenkung des Archäologen Paul Wolters 1905 nach Gießen gelangt (Inv. Fa 1)

Lieber Bruno, ich sende Dir anbei eine kleine Sendung Uschebtis für eure Sammlung. Mir stand, durch Bissings Güte, eine größere Anzahl zur Verfügung, die wir nicht alle nötig haben. Diese Stücke stammen aus den Ausgrabungen des Egyptian Research Account in Abydos und im Ramesseum. Den meisten Stücken liegen kleine Zettel bei, welche den Namen des Toten angeben, dem die betr. Stücke mitgegeben waren. Schlägt man diese Namen in den beiden Publikationen von Garstang El Arabah S. 43 und Quibell The Ramesseum Taf. 5 auf, so läßt sich der Fundort (ob Abydos, ob Ramesseum) feststellen. Bei etwaigen Stücken ohne Namen ist eine Entscheidung nicht mehr möglich. [...]

Die Anzahl der Uschebtis, die ursprünglich nach Gießen gelangt sind, ist unbekannt. Ob Sauer einen Teil der Schenkung seines Schwagers für seine eigene Privatsammlung beansprucht hat, lässt sich derzeit nicht sagen; es steht aber fest, dass 1950 noch vier Exemplare

in Gießen vorhanden gewesen sein müssen.¹⁰ Heute vorhanden ist jedoch nur noch eines (Abb. 6).

Neben den originalen Ägyptiaca befinden sich in Gießen noch etliche neuzeitliche Gipsabgüsse ägyptischer Altertümer. Es handelt sich dabei um fünf Ausformungen von Stuckformen im Museum von Hildesheim. Die Originale wurden im ägyptischen Memphis gefunden und stammen aus hellenistischer und römischer Zeit. Anders als die bisher gesehenen Objekte repräsentieren sie also nicht das Ägypten der Pharaonen, sondern die Phase der Spätzeit, die mit der Eroberung Ägyptens durch Alexander den Großen begann und – mit dem Ende der ptolemäischen Herrschaft nach dem Tod Kleopatras – in eine Epoche überleitete, in der Ägypten ein wichtiger Teil des Imperium Romanum war. Von den Gießener Abgüssen – die ursprüngliche Zahl ist unbekannt – haben fünf Exemplare den 2. Weltkrieg überdauert und sind bis heute im Archäologischen Institut vorhanden (Abb. 7). Der Zeitpunkt ihres Erwerbs



Abb. 7: Ptolemäische Königin oder Prinzessin mit Löckchenperücke und Geierhaube, 2. Jh. v. Chr. Gipsabguss nach Original in Hildesheim, Römer- und Pelizaeus-Museum (Inv. 1174)

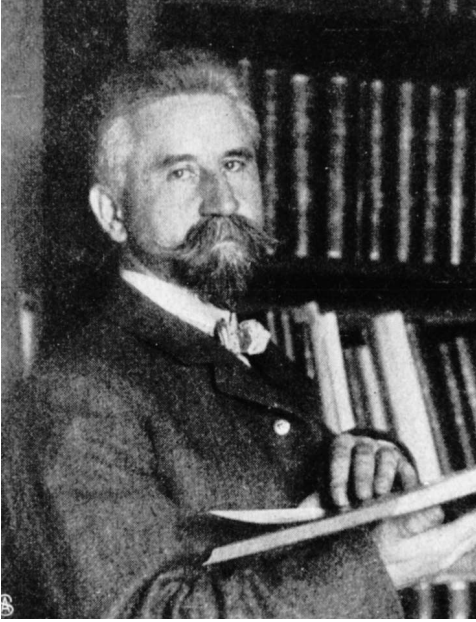


Abb. 8: Bruno Sauer (1861–1919) hat den Gießener Lehrstuhl für Klassische Archäologie begründet. Ihm sind nahezu alle Erwerbungen vor dem Zweiten Weltkrieg zu verdanken

lässt sich bislang jedoch nicht feststellen. Die bisherigen Untersuchungen zur Abguss-Sammlung legen allerdings nahe, dass auch diese „Ägyptiaca“ unter Bruno Sauer erworben worden sind.

Abschließend sei noch von mehreren ägyptischen Mumienporträts berichtet, die im Winter 1907 in Gießen ausgestellt waren und die Bruno Sauer ebenfalls für das Archäologische Institut erwerben wollte. Sauer hatte sich von B. Güterbock, dem Vorsitzenden der Deutschen Orient-Gesellschaft, zwei dieser kostbaren Porträts aus Berlin schicken lassen und sie anlässlich der Winckelmannsfeier am 8. Dezember ausgestellt. 1907 war für Gießen ein bedeutendes Jahr, in dem das 300-jährige Jubiläum der Universität gefeiert wurde. In diesem Zusammenhang verfügte Sauer offenbar über einige Geldmittel zur Erweiterung der Antikensammlung.¹¹ Anlässlich der Winckelmannsfeier von 1907 stellte er auch seine bedeutende und bis heute unumstrittene Entdeckung vor, die ihm die Rekonstruktion einer

literarisch überlieferten Statuengruppe des Bildhauers Myron ermöglichte, der berühmten Athena-Marsyas-Gruppe. Zu diesem Anlass hatte er auch die Gipsabguss-Sammlung des Instituts erweitert und den Kopf der myronischen Athena (nach dem Exemplar in Dresden) erworben.

Zwar erwies sich die Winckelmannsfeier als ein großer Erfolg, doch war der Kandidat nicht erschienen, den Sauer als Sponsor für zumindest eines der beiden ägyptischen Mumienporträts ins Visier genommen hatte, der Gießener Industrielle Wilhelm Gail (1854–1925), der Sauer offenbar anlässlich des Universitätsjubiläums eine größere Stiftung versprochen hatte. Auch sonst trat Kommerzienrat Gail als Förderer der Altertumswissenschaften in Gießen auf, so etwa 1902 als Begründer einer der bedeutenden Gießener Papyrus-Sammlungen, den so genannten Papyri Gissenses, zusammen mit dem Althistoriker Ernst Kornemann. Doch Wilhelm Gail kam nicht zur Winckelmannsfeier von 1907, und nach mehreren vergeblichen Versuchen, anderweitig an Geld für den Ankauf eines der Mumienporträts zu gelangen, mußte Sauer beide schließlich im April 1908 nach Berlin zurückschicken.¹² Wilhelm Gail hat sein Versprechen im Übrigen gehalten und 1909, kurz vor Sauers Berufung nach Kiel, dem Institut ein antikes Marmorporträt geschenkt, das an anderer Stelle vorgestellt werden soll.

Es ist fast eine Ironie des Schicksals, dass eines der Mumienporträts der Deutschen Orient-Gesellschaft wenige Zeit später doch wieder, wenn auch nur kurzfristig, nach Gießen kam. Denn im Mai 1909 schenkte der Vorsitzende der DOG, Bruno Güterbock, eines der Mumienporträts dem späteren Gießener Archäologen Carl Watzinger, der damals noch Ordinarius in Rostock war. In einem Brief Watzingers an Güterbock vom 27. 5. 1909 heißt es:

Lieber Herr Dr. Güterbock!

Gestern erhielt ich aus Berlin das Mumienporträt in sehr schönem Rahmen, das sich jetzt ganz ausgezeichnet präsentiert, und ich möchte Ihnen gleich nochmals meinen herzlichsten Dank für dieses wundervolle Geschenk aussprechen. Es wird ein sehr feiner Schmuck unserer archäologischen Sammlung werden, in der ich es heute aufhängen will. Ihrer Bestimmung gemäss, wird es dann, wenn ich mal von hier wegkomme, mit mir weiterwandern. [...] ¹³

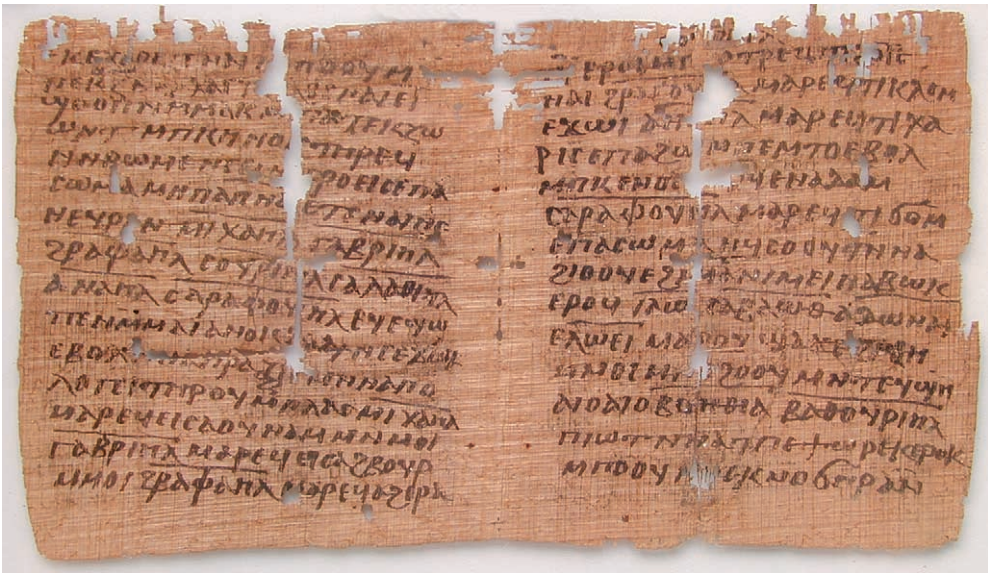


Abb. 9: Koptischer Papyrus mit „Magischem Gebet“ (5./6. Jh. n. Chr.). Der Text dieses mehr oder weniger christlichen Gebetstextes ist an die Gottesmutter Maria gerichtet; er enthält aber auch etliche Beschwörungsformeln zur Vertreibung von Dämonen und Krankheiten (P. land. Inv. Nr. 9)

Das war dann bereits wenige Monate später der Fall: Watzinger wurde zum Nachfolger Bruno Sauers berufen und zog im November 1909 – mit dem Mumienporträt – nach Gießen. Ebenfalls als „Ägyptiaca“ müssen die Gießener Papyrussammlungen und die umfangreiche Ostraka-Sammlung angesprochen werden. Ihre Geschichte hat H. Gundel in mehreren Arbeiten umfassend dargestellt. Im Einzelnen handelt es sich um die 1902 von Ernst Kornemann und Wilhelm Gail begründeten „Papyri Gissenses“, um die 1908 von Otto Immisch und Alfred Körte begründeten „Papyri bibliothecae universitatis Gissensis“ und um die 1913 von Kalbfleisch begründeten „Papyri landanae“. Die Ankäufe wurden dabei über das 1902 gegründete „Deutsche Papyruskartell“ getätigt, dessen Mitbegründer Ernst Kornemann war; 1928 erfolgte der letzte Ankauf. Heute umfassen die drei Sammlungen insgesamt über 2800 Papyri und knapp 600 Ostraka.¹⁴ Die Papyri stammen in der Mehrzahl aus der hellenistischen, römischen und byzantinischen Epoche Ägyptens. Neben Griechisch sind zahlreiche Texte in Demotisch verfasst, einer Sprache, die sich vom Ägyptischen ableitet



Abb. 10: Ostraka der Gießener Sammlung. Die Tonscherben, zumeist von zerbrochenen Transportamphoren, wurden in der Regel auf der Außenseite beschrieben und tragen Abrechnungen, Quittungen, kurze Briefe oder sonstige Notizen (Inv. 204–206, 546–547)

(„Neuägyptisch“). Koptische Texte, wie etwa das Mariengebete aus dem 5./6. Jh. n. Chr. (Abb. 9) zeugen nicht nur von der Übernahme des Christentums in Ägypten seit etwa 300 n. Chr., sondern bewahren neben der (in griechischen Buchstaben geschriebenen) spätesten Sprachform des Ägyptischen auch zahlreiche magische Formeln und heidnische Beschwörungen von Dämonen, die ihren Ursprung in der altägyptischen Religion besitzen.

Deutlich haltbarer als die empfindlichen Papyri sind Textzeugnisse, die sich auf zerbrochenen Tongefäßen befinden, sogenannte Ostraka (Abb. 10). Mit Tusche wurden hier Abrechnungen, Quittungen, kurze Briefe oder sonstige Notizen meist auf die Außenseite der Scherben geschrieben.

Seit 1999 werden die Bestände der Gießener Papyrus- und Ostraka-Sammlung digitalisiert und der wissenschaftlichen Öffentlichkeit in einer Internet-Datenbank zugänglich gemacht.¹⁵

Zusammenfassung

Die Geschichte der ägyptischen Objekte in Gießen liest sich in chronologischer Reihenfolge also folgendermaßen:

- 1902 Gründung der „Papyri Gissenses“ durch Kornemann und Gail
- 1902 Schenkung einzelner Scherben aus Abusir durch die DOG
- 1904 Schenkung von zahlreichen Vasen, Schmuck und Kleinkunst aus Beni Hassan durch Garstang
- 1905 Schenkung von Uschebtis aus der Sammlung von Bissings durch Wolters
- 1907/08 Temporäre Ausstellung zweier Mumienporträts im Archäologischen Museum
- 1908 Gründung der „Papyri bibliothecae universitatis Gissensis“ durch Immisch und Körte
- 1910 Schenkung zahlreicher Vasen aus Abusir el-Meleq durch die DOG
- 1913 Begründung der „Papyri landanae“ durch Kalbfleisch

Sämtliche Ägyptiaca der Gießener Sammlungen stammen demnach aus der Zeit vor dem

Ersten Weltkrieg.¹⁶ Seither ist dieser Zweig der Antikensammlung – Ankäufe für die Papyrus-Sammlungen fanden allerdings noch bis 1928 statt – nicht erweitert worden. Dies ist wohl vorrangig in der Ausrichtung des Fachs Archäologie begründet, das sich stark auf das „klassische“ Altertum konzentriert, eben auf die Hinterlassenschaften der Griechen, Etrusker und Römer. Im frühen zwanzigsten Jahrhundert hingegen war man, bei aller Konzentration auf das Gebiet der Klassischen Antike, die es auch damals schon gab, doch bemüht, den Rahmen weiter zu spannen und einen möglichst umfassenden Querschnitt durch das gesamte Altertum herzustellen, wobei repräsentative Proben genühten. Es ist bezeichnend, dass die Ägyptiaca, die das Gießener Institut damals erwerben konnte, überwiegend kostenlos abgegeben wurden. Anders als heute wurden diese Stücke, die ja in der Mehrzahl kaum einen ästhetischen Wert besitzen, nicht als Kunstwerke angesehen, sondern dienten einzig und allein Lehrzwecken. Das gilt nicht nur für die große Anzahl der Töpfe, sondern auch für die Papyri und Ostraka, die gegen einen geringen Unkostenbeitrag durch das Papyruskartell vermittelt wurden. Einen Kunstmarkt im heutigen Sinne gab es für diese Art von Antiken damals nicht, der Lehrzweck dieser als Massenproduktion aufgefassten Gattungen stand eindeutig im Vordergrund. Es ist daher kein Zufall, dass auch die Schenkung der Troja-Dubletten aus der Sammlung Heinrich Schliemanns 1903, die Erwerbung der Yortan-Gefäße, Zeugnisse einer anatolischen Kultur der Frühbronzezeit,¹⁷ oder der Versuch Watzingers, 1914 eine Abguss-Sammlung orientalischer Kunstwerke zu errichten,¹⁸ in diese Phase Gießener Archäologiegeschichte fällt.

Anmerkungen

¹ Nach den Munsell Soil Color Charts (1994) hat der Ton eine Farbe von 5YR7/6 (reddish yellow), der Überzug ist 2.5YR5/6-6/4 (red-light reddish brown) bis 5YR6/6 (reddish yellow). Höhe 21,8 cm, unterer Durchmesser 5,2 cm, oberer Durchmesser 9,5 cm.

² Neben Gießen wurden 51 weitere deutsche Sammlungen bedacht, vgl. MDOG 44, November 1910, 3. – Zur Grabung in Abusir el-Meleq vgl. G. Möller, MDOG 30, 1906, 1ff.; MDOG 34, 1907, 2ff.

³ Archiv der DOG, Akte 2.6.21.

⁴ Brief vom 28. 10. 1910, Archiv der DOG, Akte 2.6.21.

⁵ Hinweis von D. Faltings, Ägyptologisches Institut der Univ. Heidelberg.

⁶ Die Schenkung ist erwähnt: J. Garstang, *Excavations at Beni Hasan (1902–1903–1904)*, ASAE 5, 1904, 227. Neben Gießen erhielten auch die Sammlungen in Darmstadt, Frankfurt/M., Freiburg, Mainz, Marburg, Nürnberg und Würzburg Material aus dieser Ausgrabung.

⁷ Nach den Munsell Soil Color Charts (1994) hat der Ton eine Farbe von 7.5YR6/4-5/6 (light brown-strong brown). Höhe 14,7 cm, oberer Durchmesser 8,4 cm, maximaler Durchmesser 12,7 cm. Unterhalb des durch Schnurabdrücke markierten weitesten Durchmessers des Topfes ist die Oberfläche sehr unregelmäßig.

⁸ Gießen, Inv. K I-22. – Zwei weitere Töpfe aus Beni Hasan tragen die alte Nummer 117, was ebenfalls für eine Deutung als alte Garstang-Nummer sprechen würde (Gießen Inv. K I-13 und K I-26).

⁹ Ausführlicher dazu M. Recke, „Muster ohne Wert“, *Schenkungen der Deutschen Orient-Gesellschaft im frühen 20. Jahrhundert*, in: *Alter Orient aktuell* 3, 2002, 16–17.

¹⁰ In dem von Willy Zschietzschmann 1950 erstellten, maschinenschriftlichen „Vorläufigen Verzeichnis“ der Gießener Antikensammlung, welches die aus dem zerbombten Hauptgebäude geretteten Antiken summarisch auflistet, sind zumindest 4 Exemplare aufgeführt. Bei der Erstellung des bis heute gültigen Inventars der Sammlung unter H.-G. Buchholz ab 1971 wurde aber nur noch eines – Gießen, Inv. Fa-1 – vorgefunden.

¹¹ Brief von Bruno Sauer an Bruno Güterbock vom 7. 11. 1907: *Durch meinen Kollegen Loeschcke erfahre ich, dass Sie im Besitze mehrerer ägyptischer Mumienportraits sind und diese vielleicht verkaufen würden. Da ich aus Anlass unseres Universitätsjubilaeums einige ansehnliche Beträge für mein Institut geschenkt bekommen habe, würde ich vielleicht in der Lage sein, eines dieser Portraits zu erwerben, und bitte Sie deshalb mir freundlichst einige nähere Mitteilungen zu machen und, wenn möglich, Photographien zu senden. Vielleicht würden Sie auch später, wie z. Z. nach Bonn, die Bilder selbst nach Giessen schicken, um mir direkte Wahl zu ermöglichen und Stiftern oder solchen, die es werden wollen, die Werke vor Augen zu führen. Wir feiern am 8. Dez. den Geburtstag Winckelmanns in einem Kreise von Altertumsfreunden, das wäre eine gute Gelegenheit das Interesse auf die Bilder zu lenken.* Archiv der DOG, Akte 4.6.11.

¹² Brief von B. Sauer an B. Güterbock vom 12. 12. 1907: *Darf ich Sie bitten, mir die Mumienportraits noch einige Zeit hier zu lassen? Ich gebe die Hoffnung nicht auf, für eines einen Stifter zu finden; aber leider fehlten gerade diejenigen Herren, auf die ich die meiste Hoffnung setzte, bei der Winckelmannsfeier, bei der ich die Bilder ausstellte, und es bedarf nun etwas langsameren und vorsichtigen Vorgehens, wenn ich überhaupt etwas erreichen will. Am liebsten wäre mir, ich könnte die Bilder bis*

über Weihnachten behalten [...] (Archiv der DOG, Akte 4.6.11). Im April 1908 muss Sauer schließlich eingestehen: Zu meinem grossen Bedauern ist meine Hoffnung, eines der von Ihnen mir übersandten Mumienbilder als Schenkung eines Maezens für meine Sammlung zu gewinnen, nicht in Erfüllung gegangen. Es ist mir nun um so peinlicher, dass ich die Bilder solange hier behalten und Ihrer Verfügung entzogen habe. Archiv der DOG, Akte 8.10, Brief Sauer vom 16. 4. 1908.

¹³ Archiv der DOG, Akte 2.6.21. – Das Mumienporträt befindet sich heute in der Antikensammlung der Universität Tübingen (Inv. 7519). C. Watzinger, *Über antike Porträtmalerei*, in: *Die Kunstschule* 8, 1925, 646–648, Abb. 4; K. Parlasca, *Mumienportraits und verwandte Denkmäler (1966)* 222 Nr. 51.

¹⁴ Neben zahlreichen detaillierten Untersuchungen zu einzelnen Papyri liegt eine eigene Reihe („Kurzberichte aus den Papyrussammlungen“) vor; zur Geschichte der Papyrussammlungen vgl. H. Gundel, *Gießener Papyrus-Sammlung*, in: N. Werner (Hrsg.): *1607–1982. 375 Jahre Universität Gießen (1982)*, 299–301; ders., *Gießener Papyrus-Sammlungen im neuen Raum*, in: J. Schawe (Hrsg.): *Universitätsbibliothek Gießen (1959)*, 51–55; ders., *Die Gießener Papyrus-Sammlung. Überblick und Bibliographie (1956)*. Zur Ostraka-Sammlung vgl. H. G. Gundel, *Vorbemerkungen zum Inventar der Ostraca gissensia. Kurzberichte aus den Gießener Papyrus-Sammlungen 7 (1959)*, ²(1971).

¹⁵ <http://digibib.ub.uni-giessen.de/cgi-bin/populo/pap.pl>

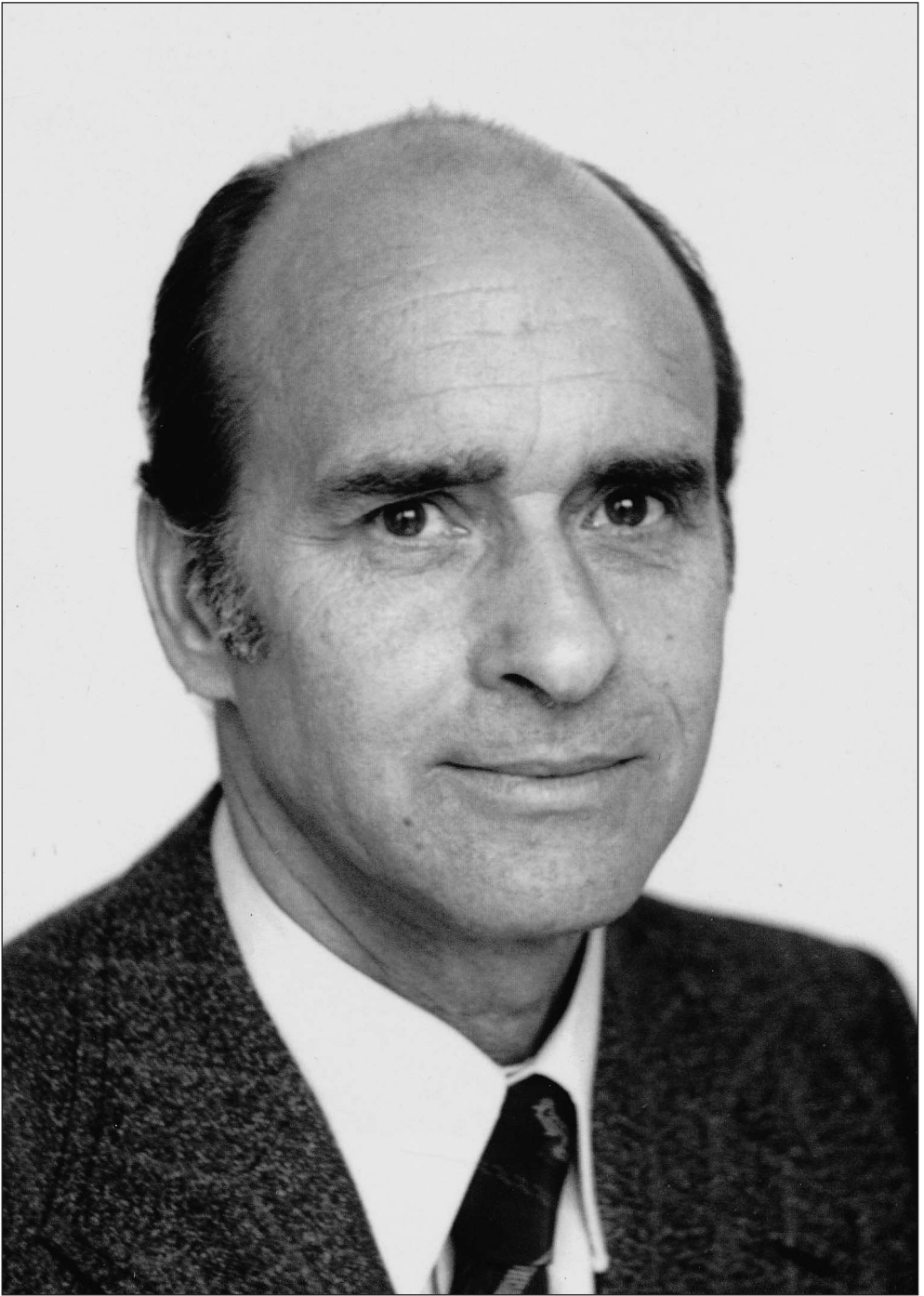
¹⁶ Auch einige altertumswissenschaftliche Lehrveranstaltungen nahmen direkten Bezug auf diese Erwerbungen. So bot Otto Immisch nach der Gründung der „Papyri bibliothecae universitatis Gissensis“ im Wintersemester 1908/09 ein Proseminar „Hellenistische Papyrus-Briefe“ an. Carl Watzinger hielt nach der Schenkung der prähistorischen Keramik aus Abusir el-Mealeq durch die DOG 1910 im Sommersemester 1911 eine vergleichende Vorlesung über „Vorgeschichtliche Kultur der Mittelmeerländer und Nordeuropas“.

¹⁷ Wohl ebenfalls 1903 oder kurz zuvor. Dies geht aus einem Brief von Paul Wolters an Bruno Sauer vom 21. Mai 1903 hervor (Nachlass Sauer).

¹⁸ Universitätsarchiv Gießen PrA 2379.55 vom 11. 7. 1914, vgl. M. Recke, *Die Klassische Archäologie in Gießen (2000)*, 53.

Photonachweis: Alle Bilder vom Verf., mit Ausnahme von Abb. 8 (nach: *Die Woche* 29, 1907, S. 1272).

Ich danke W. Martini und D. von Moock, die ägyptischen Antiken der Gießener Sammlung in dieser Form hier vorstellen zu dürfen, J. Marzahn (Berlin) für seine Hilfe im Archiv der DOG, G. Wilhelm (Würzburg) für die Genehmigung, es zu benutzen, D. Faltings vom Ägyptologischen Institut Heidelberg für alle fachliche Hilfe, K. Zibelius-Chen (Tübingen) für die Identifizierung des Tübinger Mumienporträts und nicht zuletzt U. Aner (Kiel), die mir den Nachlass Sauer in großzügigster Weise zugänglich gemacht hat.



Rudolf Rott (1926–2003). Foto: privat

Hans-Dieter Klenk

Rudolf Rott (1926–2003) – Ein Leben für die Virusforschung

Rede, gehalten anlässlich der Akademischen Trauerfeier am 7. November 2003

„Starke, sehr starke Erschütterung erfasst uns, wenn wir durch den Tod einen uns nahe stehenden Menschen verlieren, dem unsere Verehrung, unsere Zuneigung, unsere freundschaftliche Verbundenheit galten, wenn uns mit ihm eine Persönlichkeit entrissen wird, deren Gegenwart uns bis zuletzt eine vorbildliche Instanz war für Wissenschaftlichkeit, Redlichkeit und Korrektheit.“

Mit diesem Satz, den Rudolf Rott am 6. Oktober 2000 an den Anfang seiner Gedenkrede auf seinen Lehrer Werner Schäfer stellte, will ich beginnen. Bringt er doch in wenigen Worten all das zum Ausdruck, was uns – gerade einmal zweieinhalb Jahre später – bei der Nachricht von Rudis Tod bewegte. Liebe Renate, liebe Sabine, Ihr wisst, dass viele von uns damals und während der vorausgegangenen Wochen und Monate, als sich das Ende mit Unerbittlichkeit abzeichnete, in Gedanken oft bei Euch waren. Die akademische Feier, zu der wir heute hier zusammen gekommen sind, wird die Trauer nicht verdrängen können, wohl lindern im freundlichen und dankbaren Gedenken an einen großen Wissenschaftler, einen vorbildlichen akademischen Lehrer und einen guten Freund.

Ich habe Rudolf Rott im September 1970 kennen gelernt, als ich aus New York kommend eine Assistentenstelle im Virologischen Institut der Medizinischen Fakultät bei Hans Eggers antrat. Es stellte sich sehr schnell heraus, dass Rudi und mich die gleichen wissenschaftlichen Interessen verbanden. Aus der Zusammenarbeit, die dann eigentlich sofort begann und über mehr als 15 Jahre andauerte, entwickelte sich eine persönliche Freundschaft, die bald auch die Familien einschloss. Ich habe Rudi während meiner Gießener Zeit beinahe jeden Tag gesehen, und auch später ist der regelmäßige Kontakt nie abgerissen. In der Regel

pfl egte er damals abends nach 6 Uhr zu mir zu kommen, und blieb dann vielleicht eine viertel, oft aber eine ganze oder zwei Stunden. Solche Besuche machte er nicht nur bei mir, sie galten den meisten Mitarbeitern. Yoshiyuki Nagai, von 1974–1976 Gastwissenschaftler in Gießen und später Professor an der Universität von Tokio, beschreibt dies in einem Brief, den er mir anlässlich des heutigen Tages geschickt hat, folgendermaßen:

Rudi “used to stroll into each lab, almost every day and to take at least a few minutes and sometimes an hour to discuss the data just coming out. He was casual and light-hearted in manner, sometimes cracking a joke, but was essentially very eager to share his rich experience and knowledge on animal viruses with us of the younger generation.”

In diesen Gesprächen ging es nicht nur um Wissenschaft, sondern oft auch um Gott und die Welt. Indem er erzählte, was ihn bewegte und trieb, was er erlebte in Gegenwart und Vergangenheit, erlaubte er mir immer wieder Einblicke in sein Leben, die weit über das Wissenschaftliche hinaus gingen. Seine Offenheit und Spontanität, seine intellektuelle Beweglichkeit machten den Zugang zu seiner Person leicht.

Jugend, wissenschaftliche Ausbildung

Rudolf Rott wurde am 23. Mai 1926 in Stuttgart geboren. Der Vater, Regierungsbaurat, entstammte einer in der Ukraine ansässigen deutschen Familie und hatte seine Heimat während des Ersten Weltkriegs verlassen. Die Familie der Mutter war im Schwäbischen verwurzelt. In verschiedenen Teilen Württembergs – in Ellwangen, Oberndorf und Rottweil – hat Rudi die Schule besucht. Die schwäbische Herkunft hat er nie verleugnen können. Seine Jugend fiel in eine Zeit, die von einer durch den Nationalso-

zialismus entfachten Aufbruchsstimmung bislang unbekanntes Ausmaßes geprägt war. Wer die Begeisterungsfähigkeit Rudis kennt, die ein Teil seines Wesens war und die er sich über sein ganzes Leben hinweg bewahrt hat, kann sich die Faszination leicht vorstellen, die dieser Aufbruch in eine vermeintlich bessere Zukunft bei dem Heranwachsenden hervorrief. 1943, noch vor Schulabschluss meldete er sich als Kriegsfreiwilliger und stand mit 18 Jahren als Offizier an der Front. 2 Jahre später – er war gerade einmal 19 – war alles vorbei: Kriegsgefangenschaft, Internierungslager. Die Ideale hatten sich als Illusionen erwiesen. Die Begeisterung war der Erkenntnis gewichen, der falschen Sache gedient zu haben. Reiner Thomssen hat dies alles in seiner ergreifenden Trauerrede am 5. Mai mit Einfühlungsvermögen und Fairness beschrieben. Rudi selbst hat diese Vergangenheit nie verdrängt. Sie hat ihn traumatisch geprägt. Wie hätte es anders sein können?

Der Zusammenbruch barg aber auch die Chance zum Neubeginn. 1947 legte Rudi noch im Lager das Abitur ab. Dann arbeitete er 2 Jahre lang als Knecht bei einem Bauern im Hohenlohischen. An diese Zeit hat er gerne zurückgedacht. Hier mag auch eines der Motive für das Studium der Veterinärmedizin liegen, das er 1950 in Gießen begann. 1955 promovierte er über das Thema „Ein Beitrag zur Ätiologie der Ferkelgrippe“ bei Prof. Roots, dessen Assistent er dann noch in den 3 nachfolgenden Jahren war.

Während dieser Zeit lernte er Renate Kröll kennen, die später seine Frau wurde. In fast 50 Ehejahren stand sie ihm in Liebe und Fürsorge und, immer wenn sein Temperament dessen bedurfte, um Ausgleich bedacht zur Seite. Die Tochter Sabine und die 3 Enkel waren sein ganzer Stolz. Er war tief verwurzelt in dieser Familie, sie gab ihm Kraft und Zuversicht.

In Gießen traf Rudolf Rott auch auf Werner Schäfer, der damals als Privatdozent hier seine Vorlesungen abhielt. Die beiden fassten schnell Vertrauen zueinander, und Rudi hat dieses Zusammentreffen später immer wieder als einen der Glücksfälle seines Lebens bezeichnet. Als Schäfer, der die außerordentliche wissenschaftliche Begabung des jungen Veterinärs schnell

erkannte, eine Assistenzstelle in seiner Abteilung am Max-Planck-Institut für Virusforschung in Tübingen anbot, nahm Rudi sofort an. In den 50er und 60er Jahren gehörte das Tübinger Institut zu den international führenden Einrichtungen auf dem Gebiet der Virusforschung. Als Rudi eintraf, stand es in voller Blüte. Gierer, Schramm und Wecker hatten die RNS-Genome von Pflanzen- und Tierviren entdeckt. Anderer hatte die Aminosäuresequenz des Tabakmosaikvirus aufgeklärt und das Virus aus RNS und Protein *in vitro* rekonstituiert. Schäfer hatte gefunden, dass das Virus der klassischen Geflügelpest ein Influenzavirus war, und damit die Grundlage für die paradigmatische Rolle geschaffen, die dieses Virus dann bei der Erforschung dieser Virusgruppe spielen sollte. Er konnte auch zeigen, dass das Geflügelpestvirus sich in hervorragender Weise zum Studium von Struktur und Vermehrung umhüllter Viren ganz allgemein eignete. Hämagglutinin und Nukleokapsidprotein waren in Ansätzen als Bausteine der Viruspartikel identifiziert worden, und Rudi befasste sich nun intensiv mit ihrer biochemischen und immunologischen Charakterisierung. Die Erfolge blieben nicht aus. Bald galt er als einer der hoffnungsvollsten jungen Virologen.

So war es dann nur folgerichtig, dass dem 36-Jährigen die Leitung des an seiner Alma Mater Gießen neu gegründeten Instituts für Virologie angeboten wurde. Es war natürlich kein Zufall, dass dieser Lehrstuhl, neben Würzburg der erste seiner Art in Deutschland, gerade an einer Veterinärmedizinischen Fakultät eingerichtet wurde, hat doch die Virologie immer ganz entscheidende Impulse aus der Tiermedizin erhalten. Ich möchte deswegen kurz auf die Wurzeln unseres Faches hier in Gießen eingehen. Nachdem Wilhelm Zwick, von der Inneren Medizin kommend, 1924 das neu geschaffene Ordinariat für Veterinärhygiene und Tierseuchenlehre übernahm, wurde an dieser Fakultät zunehmend über Viruskrankheiten geforscht. Bereits Zwick hat mit seinen Untersuchungen über die Bornasche Krankheit und ihren Erreger die Grundlagen für ein Forschungsgebiet gelegt, das unter Rudolf Rott zu voller Blüte entwickelt wurde. Die Ende der 30er Jahre von Erich Traub

erhaltenen Ergebnisse über die Lymphocytäre Choriomeningitis der Maus stellen nicht nur ein aktuelles Paradigma für eine virusinduzierte, immunpathologische Reaktion dar, sondern bilden auch eine wesentliche Grundlage zur Entdeckung des Phänomens der immunologischen Toleranz. In den 50er Jahren beschäftigte sich Elmar Roots, später Rotts Doktorvater, erfolgreich mit dem Erreger der Psittakose, der damals noch zu den großen Viren gerechnet wurde, und mit dem Tollwutvirus.

Elmar Roots war es auch, der 1962 den Anstoß dazu gab, das von ihm geleitete Institut für Veterinärhygiene und Tierseuchenlehre aufzuteilen. Der stürmischen Entwicklung der mikrobiologischen Fächer Rechnung tragend, wurden nach seinem plötzlichen Tod neben dem Institut für Hygiene und Infektionskrankheiten der Tiere das Institut für Geflügelkrankheiten sowie die Bakteriologie und Virologie als selbständige Lehrstühle eingerichtet. Nach der Konzeption der damaligen Fakultät sollte die Virologie vorrangig Grundlagenforschung betreiben und so eine Ergänzung und Erweiterung des wissenschaftlichen Spektrums der anderen mikrobiologisch ausgerichteten Einrichtungen der Fakultät darstellen.

Am 15. April 1964 war es dann so weit. Rudolf Rott bezog ein neu eingerichtetes, nahezu fertig gestelltes Stallgebäude, das in kurzer Zeit so umgebaut worden war, dass die Voraussetzungen zu experimentellem Arbeiten erfüllt waren. Für die erforderlichen Umbaumaßnahmen standen ganze 30000,- DM und für die Erstausrüstung 120000,- DM zur Verfügung. Mitarbeiter der ersten Stunde waren neben Frau Seitz, die ihren Chef als die von allen hoch geschätzte Institutssekretärin bis zuletzt begleitet hat, Rudolf Dernick und Christoph Scholtissek vom Max-Planck-Institut für Virusforschung in Tübingen und Hermann Becht, der aus Zürich dazu stieß. Ihrem Engagement, ihrer wissenschaftlichen Qualifikation und dem gemeinsamen Willen, in Gießen gute Forschung zu betreiben, hat das Institut ganz wesentlich seinen erfolgreichen Start zu verdanken, der dann auch dazu führte, dass es einige Jahre später ein größeres Gebäude beziehen konnte, in dem es sich noch jetzt befindet.

Wissenschaftliches Werk

Damit waren Bedingungen geschaffen, unter denen sich das wissenschaftliche und organisatorische Talent Rudolf Rotts zur vollen Blüte entfalten konnte. Es ist unmöglich, dieses in mehr als 300 Publikationen niedergelegte Lebenswerk, an dem mehr als hundert Mitarbeiter beteiligt waren und geschult wurden, in einer kurzen Gedächtnisrede auch nur annähernd vollständig zu beschreiben. Ich muss mich deswegen auf einige Schwerpunkte beschränken und will die Auswahl – ohne chronologische Reihung – unter zwei Gesichtspunkten treffen:

- 1) Wo liegen Rudolf Rotts ausgesprochene Pionierleistungen? „Was hat er entdeckt?“ war die von Otto Warburg immer wieder gestellte Frage, wenn er über Bedeutung und Genialität eines Gelehrten zu urteilen hatte.
- 2) Welche Strukturen hat er geschaffen, welche Synergismen hat er in Gang gebracht, die der virologischen Forschung über sein eigenes Arbeitsgebiet hinaus zugute kamen?

Wie bereits erwähnt, sah das neue Gießener Institut seine vornehmste Aufgabe in der Gewinnung neuer und nicht so sehr in der Vermittlung bereits bekannter Erkenntnisse. Es war also seinem Selbstverständnis nach in erster Linie ein Forschungsinstitut. Die Forschung wurde nach einem von Anfang an deutlich erkennbaren wissenschaftlichen und organisatorischen Konzept durchgeführt. Auf das organisatorische Konzept werde ich später zurückkommen. Das wissenschaftliche Konzept bestand darin, ein Virussystem von möglichst vielen unterschiedlichen Blickwinkeln her zu beleuchten. Diese Multidisziplinarität war mit Rott als Virologen, Scholtissek als Molekularbiologen – ein Begriff, den es damals noch gar nicht gab – und Becht als Immunologen im Prinzip bereits in der ersten Stunde angelegt. Der Gegenstand, auf den sie ihre Anstrengungen konzentrierten, waren wie bereits in Tübingen die Influenzaviren. Sie sollten während der ganzen 30 Jahre das zentrale Thema bleiben, auch wenn die Palette der Virussysteme später erheblich erweitert wurde.

Frühe Studien an Inflenzaviren

Ein Themenkreis der frühen Gießener Arbeiten hatte die Struktur und Replikation der Inflenzavirus-RNS zum Inhalt. Aus Untersuchungen zur sog. Multiplizitätsreaktivierung ergaben sich bereits erste Hinweise auf die segmentierte Genomstruktur (1). Mit Hilfe der virusspezifischen Polymerase war es möglich, komplementäre RNS herzustellen. Diese erlaubte wiederum erste Untersuchungen zur genetischen Verwandtschaft zwischen verschiedenen Inflenzaviren (2). Andere Arbeiten der frühen Phase beschäftigten sich mit den Oberflächenproteinen von Inflenzaviren. So konnte die Neuraminidase durch Proteasenbehandlung vom Virus abgespalten und in enzymatisch aktiver Form gereinigt werden (3). Dieser Ansatz wurde von anderen Laboratorien weiter verfolgt und führte letztlich zur Röntgen-Strukturanalyse der Neuraminidase und zur Entwicklung von Neuraminidasehemmern, die in den letzten Jahren als Medikamente zur Grippebekämpfung auf den Markt gekommen sind.

Insgesamt reflektieren diese Arbeiten eine Periode des vorsichtigen Abtastens und der Suche nach den Hauptstoßrichtungen. In Ansätzen zeichnete es sich jedoch bereits schon jetzt ab, dass sich die Inflenzavirusforschung in 2 Richtungen bewegen sollte, von denen die eine die Aufklärung der Genomstruktur und der Replikations-Mechanismen, die andere aber die Erforschung der Biosynthese und der Funktion der Virushüllkomponenten zum Inhalt hat. Diese stark molekularbiologisch und zellbiologisch bestimmten Themenbereiche werden später wiederum überlagert werden von zwei nun ganz virologisch ausgerichteten Forschungsgebieten, nämlich der molekularen Epidemiologie und Phylogenese, sowie der Pathogenität von Inflenzaviren.

Das Genom der Inflenzaviren

Eine der wichtigsten Entdeckungen auf dem Gebiet der Inflenzavirusforschung war die Mitte der 70er Jahre gemachte Beobachtung, dass das Virusgenom aus 8 verschiedenen RNS-Segmen-

ten besteht, von denen jedes für mindestens eines der viralen Proteine kodiert (4). Damit war die Erklärung für die außergewöhnlich hohe Plastizität und Variabilität der Inflenzaviren gefunden. Die segmentierte Genomstruktur ermöglicht nämlich den freien Austausch der Gene, wenn eine Zelle von verschiedenen Inflenzaviren infiziert ist. Unter diesen Bedingungen können dann neue Viren entstehen, die Gene beider Eltern enthalten.

Struktur, Funktion und Biosynthese der Glykoproteine von Inflenzaviren

Den zweiten Schwerpunkt der Forschung bildeten die Glykoproteine der Inflenzaviren, die die Initiatoren des Infektionsprozesses und das Hauptziel der Immunabwehr des infizierten Organismus sind. Vor allem Untersuchungen am Hämagglutinin haben gezeigt, dass diese Viruskomponenten am endoplasmatischen Retikulum gebildet und von dort an die Zelloberfläche transportiert werden (5). In diesen Untersuchungen zeigte sich das Hämagglutinin erstmals in seiner Bedeutung als biologische Sonde, die später breite Anwendung bei der Aufklärung des konstitutionellen Exozytosewegs fand.

Von besonderem Interesse waren die ko- und posttranslationalen Modifikationen, die beim Reifungsprozess der Glykoproteine ablaufen. Studien mit spezifischen Inhibitoren trugen wesentlich zur Aufklärung der Glykosylierungsprozesse und der Funktion der Kohlenhydrate bei (6, 7). In der Acylierung wurde eine weitere bislang nicht bekannte Form der Proteinmodifikation entdeckt (8). Eine bei vielen viralen Glykoproteinen beobachtete Modifikation ist die proteolytische Spaltung. In Gießen konnte gezeigt werden, dass die Spaltung des Hämagglutinins durch zelluläre Proteasen Voraussetzung für die Infektiosität der Inflenzaviren ist (9). Wichtig ist dabei, dass Spaltung exakt an der hierfür vorgesehenen Stelle erfolgt (10).

Diese Befunde führten dann zu der Entdeckung, dass es sich beim Hämagglutinin nicht nur um ein Rezeptorbindungsprotein, sondern auch um ein Fusionsprotein handelt. Eine zentrale Rolle im Fusionsprozess spielt dabei ein Fusionspeptid, das – durch die pro-

teolytische Spaltung freigesetzt – zur Verschmelzung von Virushülle und Zellmembran führt und so die Einschleusung des Virusgenoms in das Zytoplasma ermöglicht (11). Untersuchungen am Influenza-C-Virus zeigten, dass dieses Virus nur ein Glykoprotein besitzt, das die Funktionen eines Hämagglutinins, eines Fusionsfaktors und eines Rezeptorstörenden Enzyms in sich vereint (12). Dabei unterscheidet sich das Influenza-C-Virus sehr deutlich von den Influenza-A- und B-Viren in seiner Rezeptorspezifität. Diese Untersuchungen führten dann auch zur Entdeckung eines neuen Rezeptorstörenden Enzyms beim Influenza-C-Virus, wodurch die hohe Rezeptorspezifität der verschiedenen Influenzaviren unterstrichen wird.

Pathogenitätsmechanismen bei Influenzaviren

In den Influenzareassortanten stand ein Instrument zur Verfügung, mit dem eine Vielzahl von biologisch interessanten Problemen auf genetisch gut definierter Basis angegangen werden konnte. So waren sie von großer Bedeutung bei der Suche nach den Faktoren, die für die Pathogenität von Influenzaviren verantwortlich sind (13). Diese Untersuchungen haben z. B. gezeigt, dass apathogene Reassortanten durch Mutation zu pathogenen Viren revertieren können (14). In den verschiedenen Reassortanten hingen die pathogenen Eigenschaften von unterschiedlichen Genkonstellationen ab. Es erwies sich deswegen als schwierig, allgemeine Regeln aufzustellen, nach denen bestimmte Gene mit dem Ziel der Pathogenitätsänderung ausgetauscht werden können. Insgesamt ging aus diesen Arbeiten hervor, dass Pathogenität nicht durch ein einzelnes Gen definiert werden kann, sondern dass sie eher das Ergebnis einer optimalen Genkonstellation ist.

Neue Impulse für die Pathogenitätsforschung kamen von den Untersuchungen zur proteolytischen Aktivierung des Hämagglutinins, dem dann doch als spezifischem Protein eine große Bedeutung als Pathogenitätsdeterminante zugemessen werden konnte. Untersuchungen,

die zunächst an aviären Influenzaviren durchgeführt wurden, zeigten, dass die Spaltbarkeit des Hämagglutinins die Infektionsausbreitung und damit die Pathogenität (15), aber auch die Adaption an einen neuen Wirt (16) wesentlich beeinflusst. Von den zahlreichen Arbeiten, in denen nachgewiesen wurde, dass strukturelle Veränderungen an der Spaltstelle des Hämagglutinins zu Pathogenitätsänderungen führen, möchte ich hier nur eine erwähnen, in der heterologe Rekombination mit zellulärer RNS für ein derartiges Ereignis verantwortlich gemacht werden konnte (17). Schließlich soll daran erinnert werden, dass proteolytische Aktivierung des Hämagglutinins ein wichtiger Mechanismus ist, mit dem auch Bakterien zur Pathogenitätssteigerung einer Influenzavirusinfektion führen (18).

Pathogenitätsmechanismen bei Paramyxoviren

Die proteolytische Aktivierung von Oberflächenglykoprotein hat auch bei vielen anderen Viren eine große biologische Bedeutung. In der Tat wurde die Rolle, die die Aktivierung bei der Pathogenität spielt, zum ersten Mal beim Newcastle Disease Virus der Hühner (NDV) beobachtet (19). Untersuchungen, die später am Sendai-Virus, einem anderen Paramyxovirus, durchgeführt wurden, haben dieses Konzept prinzipiell bestätigt (20). Yoshiyuki Nagai bringt die Bedeutung dieser Untersuchungen und die katalytische Funktion, die Rudi Rott dabei spielte, auf den Punkt, wenn er schreibt:

“What was believed at that time was that paramyxovirus fusion glycoprotein synthesized in tissue culture cells would generally be inactive and become activated by treatment with a low dosis of trypsin in vitro. What I was actually seeing in Gießen was, however, that the fusion protein of NDV was always proteolytically cleaved and activated in tissue culture cells. One day, looking at these data, Rudi said, just casually as usual, ‘the strain Italien (you are using) is highly pathogenic (for chickens)’. Then it flashed across my mind that NDV would represent a useful or perhaps the best model to study the molecular basis of viral pathogenesis. Upon my request, Rudi immediately collected a panel of virulent and avirulent NDV strains. Using this panel, I was soon able to show a perfect correlation between the cleavability of fusion glycoprotein and virulence.”

Und er schließt:

“With this, we were able to open a new field, the molecular basis of viral pathogenesis.”

Evolution der Influenzaviren

Die Aufklärung der segmentierten Genomstruktur war von fundamentaler Bedeutung für das Verständnis der Phylogenese und der molekularen Epidemiologie der Influenzaviren. Reassortanten entstehen nicht nur im Labor, sondern auch in der Natur und führen dann zu den großen Influenzapandemien. Es ist jetzt allgemein bekannt, dass der Subtyp H1N1 1957 vom Subtyp H2N2 und dieser wiederum 1968 vom Subtyp H3N2 abgelöst wurde. 1977 trat dann erneut der Subtyp H1N1 auf, der genetisch weitgehend identisch mit dem früheren H1N1-Virus war. In einer genetischen Studie, die sicher klassisch genannt werden kann, konnten Scholtissek und Rott zeigen, dass das Entstehen des Subtyps H2N2 auf dem Austausch mehrerer Gene beruhte, während beim Subtyp H3N2 im Wesentlichen nur das Hämagglutinin-Gen ausgetauscht war und offensichtlich aus einem animalen Virus stammte (21).

Virus der Borna-Erkrankung

Schließlich möchte ich über ein Virus mit – wie bereits erwähnt – sehr langer Gießener Tradition reden, den Erreger der Borna'schen Krankheit. Es handelt sich hierbei um eine relativ seltene, natürlicherweise bei Pferd und Schaf endemisch vorkommende Infektion, die sich als langsam progrediente Enzephalomyelitis mit regelmäßig tödlichem Ausgang manifestiert. Wie bei allen Slow-Virus-Infektionen und ihren Erregern erwies sich auch hier der experimentelle Zugriff als außerordentlich schwierig. Rudi Rotts großes Verdienst ist es, zusammen mit Hermann Becht und später mit Lothar Stitz und Jürgen Richt hier über die Jahre hinweg nicht locker gelassen zu haben, bis sich allmählich und zuletzt in immer schnellerem Rhythmus spektakuläre Erfolge einstellten. Ich will versuchen, diese Entwicklung hier in aller Kürze nachzuzeichnen.

Es war seit langem bekannt, dass das Virus von seinen natürlichen Wirten auf andere Tierarten durch intrazerebrale Inokulation übertragen werden kann und dort wiederum zu neurologischen Ausfallerscheinungen führt. Ein neuer und besonders auch retrospektiv interessanter Aspekt zeichnete sich ab, als bei Tupaias Verhaltensstörungen beobachtet wurden (22). Dabei ruft das Virus, das sich ausschließlich in neuronalem Gewebe vermehrt, von sich aus keinerlei Krankheitszeichen hervor. Die pathologischen Veränderungen und klinischen Symptome sind vielmehr das Ergebnis eines Immunprozesses (23). Dies konnte klar an immuninkompetenten Ratten gezeigt werden. Obwohl das Virus sich im Zentralnervensystem derartiger Tiere vermehrt, treten Krankheitssymptome erst nach adoptivem Lymphocytentransfer auf. Die bereits erwähnten Verhaltensstörungen bei Tieren erschienen in ganz neuem Licht, als Bornavirus-spezifische Antikörper auch bei psychisch erkrankten Menschen beobachtet wurden (24, 25). In der zuletzt genannten Arbeit kam zum ersten Mal Bornavirus-spezifische cDNA zum Einsatz. Damit war auch für dieses Virus das molekularbiologische Zeitalter eröffnet, sodass dann sehr schnell seine Genstruktur und damit sein Standort im System der Viren aufgeklärt werden konnten.

Gießen, Zentrum der Virusforschung

Ein so großes Forschungsprogramm, das ich ja hier nur in Ansätzen skizzieren konnte, bedurfte natürlich ganz klarer Konzepte. Auf das wissenschaftliche Konzept des multidisziplinären Ansatzes habe ich bereits hingewiesen. Ihm stand ein organisatorisches Konzept gegenüber, das Rudi ebenfalls von Anfang an ins Auge gefasst und dann konsequent verwirklicht hat. Es bestand darin, alle an der Universität Gießen virologisch tätigen Gruppen zu einem Forschungsverbund zusammenzuführen, und dies lange bevor Biozentren und Genzentren in das allgemeine Bewusstsein getreten waren. In Gestalt des legendären Sonderforschungsbereiches 47, Pathogenitätsmechanismen von Viren, und seiner Nachfolgeorganisationen waren dann auch sehr bald geeignete Förderungs-

strumente für diesen Verbund gefunden. So entstand ein Freiraum, in dem sich neben den bereits genannten immer wieder neue Gruppen entfalten konnten.

Hier ist zunächst Hans Eggers zu nennen, der als erster Direktor des Schwesterinstituts an der Medizinischen Fakultät den Verbund in seinen Anfängen tatkräftig unterstützte und mitgestaltete.

Heinz Sänger erforschte Viroide, sich selbst vermehrende, infektiöse und pathogene RNA-Moleküle ohne jegliche Hüllproteine. Als 1978 die Nukleotidsequenz des Viroids der Knollenspindel-Krankheit der Kartoffel aufgeklärt werden konnte, handelte es sich dabei um die erste vollständige Beschreibung der molekularen Struktur eines Krankheitserregers.

Gerd Wenglers Gruppe führte grundlegende Arbeiten zur Struktur und Vermehrung von Alpha- und Flaviviren durch. Hierzu gehören auch Untersuchungen am West-Nil-Virus, einem Erreger, der in jüngster Zeit wegen seiner rasanten Ausbreitung in Nordamerika, wo er früher nicht bekannt war, großes öffentliches Aufsehen erregt hat und dies immer noch tut.

Heinz Bauer und Bob Friis, ursprünglich ebenfalls am Schäfer'schen Institut in Tübingen, brachten die Tumorigenese nach Gießen. Die Gruppe befasste sich mit der Struktur und Vermehrung des Rous-Sarkom-Virus und anderer Retroviren, sowie insbesondere mit den Mechanismen der durch diese Erreger indizierten Tumorentstehung. Mit Wolfram Gerlich, dem Nachfolger von Heinz Bauer, wurde dann das wissenschaftliche Spektrum durch die Hepatitisforschung wiederum erweitert.

Als Heinz Sänger 1981 einem Ruf an das Max-Planck-Institut für Biochemie in München folgte, wurde Gerd Hobom sein Nachfolger auf dem Lehrstuhl für Molekularbiologie. Als Hobom nach Gießen kam, sprang die Begeisterung für die Influenzaviren auch auf ihn über. Er wurde hier einer der Väter der so genannten reversen Genetik der Influenzaviren und entwickelte Methoden, mit denen diese Viren erstmals in effizienter Weise gezielt genetisch verändert werden konnten. Sie haben das Gebiet revolutioniert und werden jetzt in allen einschlägigen Laboratorien angewendet.

Gießen war ein Zentrum der Virusforschung geworden, dessen Ausstrahlung weit über die Grenzen unseres Landes hinausging. Das Institut wurde die wissenschaftliche Heimat vieler deutscher Virologen und zog Forscher aus aller Welt zu Gastbesuchen an. Viele wurden Rudis Freunde für's Leben. Der persönliche Kontakt wurde gepflegt durch zahllose Abende im häuslichen Kreis.

Ausklang

Rudolf Rott hat sich als Forscher hohes wissenschaftliches Ansehen erworben. Seine Entdeckungen auf dem Gebiet der Struktur und Vermehrung animaler Viren, insbesondere der Influenzaviren, ihrer Evolution sowie der Pathogenese der durch sie hervorgerufenen Krankheiten wurden durch zahlreiche Preise und Auszeichnungen gewürdigt, von denen hier nur die Otto-Warburg-Medaille der Gesellschaft für Biologische Chemie und der Robert-Koch-Preis genannt werden sollen. Die Veterinärmedizinische Fakultät der Freien Universität Berlin hat ihm die Ehrendoktorwürde verliehen. Er war Ehrenmitglied der Gesellschaft für Virologie, der er seit ihrer Gründung eng verbunden war.

So konnte es auch nicht ausbleiben, dass ihn die wissenschaftliche Gemeinschaft in vielen Gremien um Rat ersuchte. Genannt seien hier nur die Robert-Koch-Stiftung, die Alexander-von-Humboldt-Stiftung und die Fritz-Thyssen-Stiftung, denen er als Mitglied oder Vorstand von Ausschüssen diente. Besonders verbunden fühlte er sich mit der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Hier war er Mitglied von Senat, Kuratorium und Hauptausschuss. Seit der Zeit der Teilung unseres Landes knüpften ihn besonders emotionale Bande an die Leopoldina. Wir haben dies bereits gehört. Die engen Beziehungen zur Max-Planck-Gesellschaft waren auch nach dem Weggang aus Tübingen nie abgebrochen. Sie ernannte ihn 1991 zu ihrem Mitglied.

All diese Ämter konnten ihn nicht von dem abhalten, was er als seine Hauptaufgabe ansah: zum Wohl seines Instituts und zum Gedeihen seines Fachgebiets, der Virologie, zu wirken. Er

liebte die experimentelle Arbeit. Bis zum Ende seiner beruflichen Laufbahn konnte er im Labor angetroffen werden. Da saß er dann im weißen, auf dem Rücken zugeknöpften Kittel neben Michaela Orlich, seiner leider ebenfalls schon verstorbenen technischen Assistentin, um von ihr – wie er zu sagen pflegte – Anweisungen zu bekommen, wie es weitergehen sollte.

1994 wurde Rudolf Rott emeritiert. Jürgen Thiel, seinem Nachfolger, konnte er ein wohlgeordnetes Institut übergeben. Ein einjähriger Aufenthalt am Wissenschaftskolleg in Berlin hat ihm das Ausscheiden aus dem Amt sicher leichter gemacht. Unserer Gesellschaft blieb er eng verbunden. Die Entwicklung der Virologie, insbesondere die in den letzten Jahren zunehmend öffentliche Diskussion virologischer Probleme hat er mit großem Interesse verfolgt. Sein Rat war gefragt und gern gegeben.

Mancher hier im Raum hat Rudi vermutlich bei einem kleinen Symposium, das anlässlich seines 75. Geburtstags im Sommer vor 2 Jahren stattfand, zum letzten Mal gesehen. Es war bewundernswert und bewegend zu sehen, wie er, von der Krankheit schon schwer gezeichnet, es sich nicht hat nehmen lassen, die meisten unserer Vorträge anzuhören. Ich möchte zum Schluss noch einmal Yoshi Nagai zu Wort kommen lassen, der zu diesem Tag schrieb:

“Rudi had many students, coworkers, and collaborators, including us from Japan. I am sure that all of them also admired Rudi as I do for his strong scientific capability and fine personality and appreciated his paternalism. They met him at a reunion to celebrate his 75th birthday in 2001, but I could not be there for a personal reason. While apologizing to Rudi for my rudeness on the phone, I learned that he had already been fighting against the disease. ‘Yoshi, don’t forget Gießen!’ These were his last words to me. My reply was ‘Never.’”

Wir alle, die wir ihn kannten, werden Rudolf Rott nicht vergessen. Er war ein großer Wissenschaftler, ein geachteter Kollege und ein guter Freund. So wird er in unserem Gedächtnis und in unseren Herzen bleiben.

Literatur

1. Scholtissek, C., and Rott, R.: Behavior of virus-specific activities in tissue cultures infected with myxoviruses after chemical changes of the viral ribonucleic acid. *Virology* **22**, 169–176 (1964).
2. Scholtissek, C., and Rott, R.: Hybridization studies with influenza virus RNA. *Virology* **39**, 400–407 (1969).
3. Drzeniek, R., Seto, J.T., and Rott, R.: Characterization of neuraminidases from myxoviruses. *Biochem. Biophys. Acta* **128**, 547–558 (1966).
4. Scholtissek, C., Harms, E., Rohde, W., Orlich, M., and Rott, R.: Correlation between RNA fragments of fowl plague virus and their corresponding gene functions. *Virology* **74**, 332–344 (1976).
5. Klenk, H.-D., Wöllert, W., Rott, R., and Scholtissek, C.: Association of influenza virus proteins with cytoplasmic fractions. *Virology* **57**, 28–41 (1974).
6. Kaluza, G., Scholtissek, C., and Rott, R.: Inhibition of the multiplication of enveloped RNA-viruses by glucosamine and 2-deoxy-D-glucose. *J. Gen. Virol.* **14**, 251–259 (1972).
7. Datema, R., Romero, P.A., Rott, R., and Schwarz, R.T.: On the role of oligosaccharide trimming in the maturation of Sindbis and influenza virus. *Arch. Virol.* **81**, 25–39 (1984).
8. Veit, M., Schmidt, M.F.G., and Rott, R.: Different palmitoylation of paramyxovirus glycoproteins. *Virology* **168**, 173–176 (1989).
9. Klenk, H.-D., Rott, R., Orlich, M., and Blödorn, J.: Activation of influenza A viruses by trypsin treatment. *Virology* **68**, 426–439 (1975).
10. Garten, W., Bosch, F.X., Linder, D., Rott, R., and Klenk, H.-D.: Proteolytic activation of the influenza virus hemagglutinin. The structure of the cleavage site and the enzymes involved in cleavage. *Virology* **115**, 361–374 (1981).
11. Huang, R.T.C., Rott, R., and Klenk, H.-D.: Influenza viruses cause hemolysis and fusion of cells. *Virology* **110**, 243–247 (1981).
12. Herrler, G., Rott, R., Klenk, H.-D., Müller, P., Shukla, A.K. and Schauer, R.: The receptor-destroying enzyme of influenza C virus is neuraminidase-O-acetyltransferase. *The EMBO J.* **4**, 1503–1506 (1985).
13. Scholtissek, C., Rott, R., Orlich, M., Harms, E., and Rohde, W.: Correlation of pathogenicity and gene constellation of an influenza A virus (fowl plague). I. Exchange of a single gene. *Virology* **81**, 74–80 (1977).
14. Scholtissek, C., Vallbracht, A., Flehmig, B., and Rott, R.: Correlation of pathogenicity and gene constellation of influenza A viruses. II. Highly neurovirulent recombinants derived from non-neurovirulent or weakly neurovirulent parent virus strains. *Virology* **95**, 492–500 (1979).
15. Bosch, F.X., Garten, W., Klenk, H.-D., and Rott, R.: Proteolytic cleavage of influenza virus hemagglutinins: Primary structure of the connecting peptide HA1 and HA2 determines proteolytic cleavability and pathogenicity of avian influenza viruses. *Virology* **113**, 725–735 (1981).
16. Rott, R., Orlich, M., Klenk, H.-D., Wang, M.C., Skehel, J.J. and Wiley, D.C.: Studies on the adaption of influenza viruses to MDCK cells. *The EMBO J.* **3**, 3329–3332 (1984).

17. Khatchikian, D., Orlich, M., and Rott, R.: Increased viral pathogenicity after insertion of a 28S ribosomal RNA sequence into the haemagglutinin gene of an influenza virus. *Nature* **340**, 156–157 (1989).
18. Tashiro, M., Ciborowski, P., Klenk, H.-D., Pulverer, G., and Rott, R.: Role of staphylococcal protease in the development of influenza pneumonia. *Nature* **325**, 536–537 (1987).
19. Nagai, Y., Klenk, H.-D., and Rott, R.: Proteolytic cleavage of the viral glycoproteins and its significance for the virulence of Newcastle disease virus. *Virology* **72**, 494–508 (1976).
20. Tashiro, M., Pritzer, E., Koshnan, E. A., Yamakawa, M., Kuroda, K., Klenk, H.-D., Rott, R., and Seto, J. T.: Characterization of a pantropic variant of Sendai virus derived from a host range mutant. *Virology* **165**, 577–583 (1988).
21. Scholtissek, C., Rohde, W., Von Hoyningen, V., and Rott, R.: On the origin of the human influenza virus subtypes H2N2 and H3N2. *Virology* **87**, 13–20 (1978).
22. Sprankel, H., Richarz, K., Ludwig, H., and Rott, R.: Behavior alterations in tree shrews (*Tupaia glis*, Diard 1820) induced by Borna disease virus. *Med. Microbiol. Immunol.* **165**, 1–18 (1978).
23. Narayan, O., Herzog, S., Frese, K., Scheefers, H., Rott, R.: Behavioral disease in rats caused by immunopathological responses to persistent Borna virus in the brain. *Science* **220**, 1401–1403 (1983).
24. Rott, R., Herzog, S., Fleischer, B., Winokur, A., Amsterdam, J., Dyson, W., and Koprowski, H.: Detection of serum antibodies to Borna disease virus in patients with psychiatric disorders. *Science* **228**, 755–756 (1985).
25. Van de Woude, S., Richt, J. A., Zink, M. C., Rott, R., Narayan, O., and Clements, J. E.: A Borna virus cDNA encoding a protein recognized by antibodies in humans with behavioral diseases. *Science* **250**, 1278–1281 (1990).



Carl Vogt (1817–1896)

Günther Klaus Judel

Der Liebigschüler Carl Vogt als Wissenschaftler, Philosoph und Politiker

Von Winston Churchill stammt das Wort, dass das Leben der meisten Menschen von drei Entscheidungen maßgeblich geprägt werde: Der Wahl der Eltern, der Wahl des Berufes und der Wahl des Ehepartners. Mit der Wahl der Eltern ist es natürlich so eine Sache. Aber für Wilhelm Philipp Vogt, den Vater unseres Carl Vogt, traf diese Sentenz Churchills voll zu.

Er war in einem gebildeten, wohlhabenden Elternhaus aufgewachsen, konnte sich den Wunsch eines Medizinstudiums erfüllen und wurde 1814 auf den Lehrstuhl für Medizin an der damaligen Ludwigs-Universität in Gießen berufen. Hier heiratete er 1816 die intelligente und gut aussehende Louise aus der Familie Follen, auch Follenius genannt. Alle drei „Entscheidungen“ wurden für ihn lebensbestimmend.

Die Familie Follen war in Gießen und Umgebung und in der Wetterau weit verbreitet. Die Angehörigen waren meist Bauern, Handwerker, Pfarrer oder hatten ähnliche landläufige Berufe. Ein kleiner Teil der Familie und insbesondere zwei der drei Brüder der Louise fielen insofern aus dem Rahmen, als sie sich mit dem Untertanen-Dasein in dem absolutistisch regierten Herzogtum Hessen-Darmstadt nicht abfinden wollten. Sie griffen die Obrigkeit, auch den Landesfürsten, in Wort und Schrift an und forderten Bürgerfreiheit, Pressefreiheit und ein für alle gleiches, gerechtes Rechtssystem. Derartige Unbotmäßigkeit konnte sich damals kein Polizist, kein Jurist und kein Fürst gefallen lassen. Folglich kamen die Brüder Follen wegen aufrührerischer Tendenzen ins Gefängnis. Sie ließen aber von ihrem revolutionären Gedankengut nicht ab und wanderten deshalb immer wieder in den Knast. Schließlich resignierten sie und wanderten aus, zuerst in die Schweiz und später in die USA. Karl Follen machte übrigens in den USA schnell Karriere und wurde schließlich Professor an der Harvard-Universität.

Wilhelm Vogt war ursprünglich konservativ erzogen worden – sein Vater war immerhin evangelischer Pfarrer. Er konnte sich den Grundideen seiner Schwäger aber nicht entziehen. Mehr und mehr übernahm er ihr Gedankengut, hielt sich jedoch in seinen Äußerungen zurück. Zustatten kam ihm auch der Umstand, dass er als Mediziner sehr gefragt war, viele Gießener Honoratioren behandelte und gelegentlich auch vom Großherzog konsultiert wurde. Durch diesen Umstand genoss er gewisse Freiheiten. Trotzdem verlor er in Gießen allmählich seine Sicherheit, zumal ihm das Schicksal seiner Schwäger eine Warnung sein musste. Als ihn 1834 ein Ruf auf den Lehrstuhl für Medizin in Bern in der Schweiz erreichte, nahm er deshalb diesen an. Er zog mit seiner Familie nach Bern. Mit seiner Familie – aber ohne seinen Sohn Carl, der in Gießen weiterstudierte.

Carl Vogt war am 5. Juli 1817 in Gießen geboren worden. Frei nach Churchill wurde sein Leben wiederum in hohem Maße durch seine Eltern, d. h. durch deren links-liberale Grundeinstellung, und seinen Beruf geprägt. Er wurde, wie damals verbreitet üblich, anfangs von seinem Vater unterrichtet und besuchte dann das Gießener Gymnasium. Seine Leistungen waren dort allerdings nur mittelmäßig. Er konnte sich mit dem in der Schule herrschenden Zwang nicht anfreunden und tat daher nur das Nötigste.

Das änderte sich erst, als er im Wintersemester 1833/34 auf eigenen Wunsch mit einem Medizinstudium begann. Sein Vater sah diese Entwicklung sicherlich sehr gerne, er selber war von dieser Wahl nur teilweise überzeugt. Immerhin engagierte er sich hier wesentlich stärker als zuvor auf dem Gymnasium, und dies ganz besonders, als er ein Jahr später zur Chemie umsattelte, um Liebig's Vorlesungen hören

und bei ihm arbeiten zu können. Das enge Zusammenleben mit anderen Liebigschülern brachte Carl Vogt viele interessante Kontakte und auch Freundschaften, die lebenslang hielten, insbesondere die mit dem späteren Chirurgen Bardeleben, den Chemikern A. W. Hofmann und Heinrich Will und dem Buchhändler Ricker.

Auch Liebig fand schnell Gefallen an dem aufgeweckten Jüngling. Bei guter Laune nannte er ihn scherzhaft „mein Dicker“, und wenn er von ihm sprach, nannte er ihn „unser schlimmes Karlchen“. Damit spielte er auf Vogts ketzerische Ablehnung aller religiösen Dogmen an, was aber von ihm und seinen Schülern mehr als eine vorübergehende Marotte angesehen wurde. Liebig förderte ihn nach Kräften und fand in ihm einen dankbaren, vor allem aber auch einen interessierten und fleißigen Schüler. Die Fortschritte waren so überzeugend, dass Liebig schon erwog, Vogt als Assistenten für sein Privatlabor einzustellen.

Carl Vogt hatte sich also in der Chemie schon viel Wissen angeeignet, als ihn im Sommer 1835 ein Freund und Kommilitone (Spitzname: Fasan) dringend um Hilfe bei seiner Flucht vor der politischen Polizei bat. Vogt wusste um das Risiko, das er einging, besorgte ihm aber trotz einiger Bedenken mit Hilfe seiner Beziehungen eine Extrapost (d. h. einen Leihwagen) und begleitete seinen Freund bis Offenbach. Zwei Tage später kehrte er nach Gießen zurück in der Erwartung, seine Chemiestudien ungestört fortsetzen zu können. Als sein Lehrer Liebig ihn sah, erleichte dieser aber, denn er hatte in der Zwischenzeit erfahren, dass Vogt nun ebenfalls von der Polizei gesucht wurde. Schnell stellte er ihm ein Abgangszeugnis aus, woraufhin Carl Vogt ohne Umwege Gießen verließ und zuerst nach Straßburg und von dort aus in die Schweiz zu seinen Eltern reiste.

Das Abgangszeugnis hat den Wortlaut:

Herr stud. med. Karl Vogt aus Gießen hat im Sommersemester 1834 meine Vorlesungen über Experimentalchemie besucht und von demselben Semester an bis Mitte Juli 1835 den praktisch-analytischen Übungen im che-

mischen Laboratorium beigewohnt. Ich bezeuge ihm mit Vergnügen, dass er sich mit ausgezeichnetem Eifer und Neigung dem Studium der Chemie stets hingegeben hat und bin gewiss, dass er in jedem anderen Fache etwas Vorzügliches leisten wird, wo ein klarer, scharfer Blick, Verstand und Talent die Leistungen bedingen.

Justus Liebig

In Bern wandte sich Vogt nun wieder dem Medizinstudium zu, insbesondere der Anatomie, der Physiologie und der Chirurgie. Im April 1839 schloss er sein Studium mit der Doktorarbeit „*Beiträge zur Anatomie der Amphibien*“ und der Note „*Maxima cum laude*“ endgültig ab. – Er hatte aber nicht die Absicht, Arzt zu werden. Vielmehr hatte er mit der medizinischen Ausbildung das Ziel verfolgt, seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse zu vervollkommen und gleichzeitig die Grundlage zu schaffen für einen ihm zusagenden Beruf.

Ein geeignetes Tätigkeitsfeld fand er im August 1839 bei dem Geologen und Gletscherforscher Louis Agassiz in Neuenburg (Neufchatel). Bei ihm übernahm er die Aufgabe, vergleichende Untersuchungen über die Anatomie fossiler Fische und über die Anatomie und Entwicklungsgeschichte der Süßwasserfische anzustellen. Ein Teil seiner Ergebnisse wurde anschließend in einem Buch von Agassiz veröffentlicht. Andere Arbeiten erschienen unter seinem Namen mit den Titeln: „*Notizen über mikroskopische Tierchen im roten Schnee*“ (1841) – „*Embryogenese und Anatomie der Forelle*“ (1845) – „*Zur Anatomie der Parasiten*“ (1846) usw. In den Folgejahren unternahm Agassiz mehrere Exkursionen auf den Unteraargletscher, an denen auch Carl Vogt beteiligt war und dabei wieder zoologische und mikroskopische Untersuchungen durchführte. Über die Erlebnisse hierbei schrieb er das Buch „*Im Gebirg und auf den Gletschern*“ (1843) – Als Agassiz jedoch im Frühjahr 1846 einen Ruf auf einen Lehrstuhl in die USA annahm, folgte Carl Vogt ihm nicht, sondern ging für ein Jahr nach Paris. Hier hörte er an der Pariser Universität Sorbonne Vorlesungen über Geologie und Zoolo-

gie und vertiefte gleichzeitig seine französischen Sprachkenntnisse. Den notwendigen Lebensunterhalt verdiente er sich als Zeitungskorrespondent mit Artikeln zur aktuellen Naturwissenschaft. Nebenher verkehrte er mit einer Vielzahl bedeutender Personen des wissenschaftlichen, künstlerischen und politischen Lebens. Genannt seien hier als Beispiel der Sozialphilosoph Joseph Proudhon, der Führer der französischen Opposition Francois Arago, die russischen Revolutionäre und Philosophen Michail Bakunin und Nicolai Ogareff, der Anthropologe Paul Broca und der Chemiker und spätere Minister Jean-Baptiste Dumas. Ein enges Verhältnis hatte er auch zu dem aus Wien stammenden Maler Karl Rahl, der von ihm ein schönes Portrait im Stile Rembrands malte. Was konnte Carl Vogt zu dieser so unterschiedlichen Gruppe beitragen? Er galt dort einerseits als brillanter wissenschaftlicher Kopf und andererseits als Philosoph des Nihilismus, was ihn für viele seiner Zeitgenossen interessant machte.

Seine wissenschaftlichen Arbeiten aus dieser Periode führen u.a. die Titel: „*Untersuchungen zur Embryogenese der Mollusken*“ (1845) und „*Studien über die Crustaceen der Schweiz*“ (1846). Dazu kam sein „*Lehrbuch der Geologie und Petrefaktenkunde*“ (1846), und in Anlehnung an Liebig's „*Chemische Briefe*“ veröffentlichte er seine „*Physiologischen Briefe*“ (1845–1846), die viel gelesen wurden und ihn allseits bekannt machten. Großes Aufsehen erregte er überdies mit einer Arbeit über den flüssigen Kern der Erde und den Einfluss der dort entstehenden Gase auf den Vulkanismus. Am Ende seiner Tage bezeichnete er dieses Jahr in Paris als die interessanteste und fruchtbarste Phase seines Lebens.

Im Frühjahr 1846 war er der Meinung, sich genügende Kenntnisse in Geologie und Zoologie angeeignet zu haben, um auf eigenen Füßen stehen zu können. Er reiste nun nach Nizza und widmete sich hier intensiv der Untersuchung niederer Meerestiere im küstennahen Bereich und schrieb darüber das viel beachtete Buch „*Untersuchungen über Thierstaaten*“ (1851). Mitten in dieser Arbeit erreichte ihn der Ruf auf eine neu eingerichtete Professur für Zoologie

an der Universität Gießen, die vor allem auf Liebig's Initiative zurückging. Aber auch der Gelehrte Alexander von Humboldt und der Geologe Leopold von Buch hatten ihn ausdrücklich empfohlen.

Am 10. Mai 1847 hielt Carl Vogt in Gießen seine Antrittsvorlesung. Er lehrte Zoologie und vergleichende Anatomie, und weil er dabei die Abstammung des Menschen vom Affen sehr deutlich herausstellte, bekam er von den Studenten den Spitznamen „Affen-Vogt“. Sein Gießener Aufenthalt wurde für ihn eine sehr turbulente Zeit, denn sie war das Jahr, das von der Hungersnot der Bevölkerung und bald auch von politischen Unruhen geprägt war. Die Unruhen nahmen ständig zu, und schließlich brach 1848 die so genannte Märzrevolution aus. Carl Vogt wurde aufgrund seiner überragenden Beredsamkeit schnell zum Wortführer im Sonderbund, einer Vereinigung junger Professoren, und im „Demokratischen Verein“ in Gießen. Beide Vereinigungen ließen schon vom Namen her gewisse umstürzlerische Tendenzen erkennen. Als die Stadt Gießen am 5. März 1848 die Aufstellung einer Bürgergarde beschloss, wurde Carl Vogt deren Befehlshaber im Range eines Obersten.

Seine Laufbahn schlägt hier offensichtlich Kapriolen. – Den Posten als Befehlshaber der Bürgergarde hatte er nur wenige Wochen inne, dann hielt das Schicksal schon wieder eine überraschende Wende für ihn bereit: Er wurde zum Frankfurter Vorparlament geschickt... und kaum einen Monat später wurde er als Abgeordneter Oberhessens (1 Abgeordneter auf 70 000 Einwohner) in die Deutsche Nationalversammlung gewählt, die in der Frankfurter Paulskirche tagte.

In der Deutschen Nationalversammlung profilierte sich Carl Vogt neben Robert Blum bald als Führer der gemäßigten Linken, als Mitglied der Republikaner, die sich auch kurz „Demokraten“ nannten und die verschiedene Gegner der Fürstenherrschaft waren, welche sie radikal abschaffen wollten. Durch seine leidenschaftliche Rhetorik und große Schlagfertigkeit zusammen mit seinen in Paris erworbenen politischen Kenntnissen spielte er in der Versammlung eine hervorragende Rolle.

Im Allgemeinen war Carl Vogt um eine Vermittlung bei Meinungsverschiedenheiten zwischen den einzelnen Fraktionen bemüht. Er setzte sich aber kompromisslos für die Demokratie anstelle der Fürstenherrschaft ein, für Presse- und Versammlungsfreiheit, für völlig neutrale Schwurgerichte, für allgemeine, gleiche und geheime Wahlen und für ein gemeinsames Reich aller Deutschen ohne innere Grenzen. Weil er im Parlament oft das Wort ergriff und dabei die Inkonsequenz und die Meinungsdifferenzen seiner Gegner mit beißender Ironie aufs Korn nahm, wurde er allmählich zur bevorzugten Zielscheibe rechter Redner. Zusätzliche Feinde schaffte er sich dadurch, dass er als Philosoph des Materialismus ein erklärter Gegner der beiden christlichen Kirchen war und ihren Einfluss stark beschneiden wollte. Dass es dabei heftige Rededuelle mit Vorwürfen von beiden Seiten gab, dass dabei Verbalinjurien keine Seltenheit waren und anschließend gegenseitige Entschuldigung verlangt wurde, sei nur am Rande vermerkt. – Es ging dort also ähnlich zu, wie in unseren heutigen Parlamenten. Die Frankfurter Nationalversammlung hat das Verdienst, eine neue Verfassung für ganz Deutschland entworfen zu haben, die die Rechte der Bürger gegenüber den Fürsten deutlich stärkte. Diese Verfassung wurde aber von den Fürsten abgelehnt und somit nicht verwirklicht.

Als die Nationalversammlung im Mai 1849 durch preußische Truppen aus Frankfurt verdrängt wurde, ging Vogt mit wenigen Getreuen, dem so genannten Rumpfparlament, nach Stuttgart, um dort weiter zu tagen. Hier wurde er am 6. Juni 1849 zusammen mit Franz Raveaux, Friedrich Schüler, Heinrich Simon und August Becher zum Reichsregenten ernannt, d. h. zum Mitglied einer neuen demokratischen Reichsregierung. Carl Vogt sollte deren Außenminister werden. So weit kam es aber nicht, denn die weitere Tagung des Parlaments wurde nun auch in Stuttgart von preußischen Truppen verhindert. Carl Vogt, der von der politischen Polizei wegen seiner fürstenfeindlichen Äußerungen im Parlament gesucht wurde, floh rechtzeitig und diesmal endgültig in die Schweiz nach Bern.

Hier konnte er in Ruhe seine in Gießen angefangenen wissenschaftlichen Arbeiten abschließen und veröffentlichen. Vor allem aber organisierte er als Vorstand des örtlichen Flüchtlingskomitees die Unterbringung, Versorgung und Eingliederung der vielen in Bern lebenden Emigranten aus den deutschen Staaten. In diesen ersten Monaten in Bern sind auch seine Briefe entstanden, in denen er über seine Erlebnisse und Erfahrungen mit seinen Parteifreunden und deren Gegnern in Frankfurt berichtet.

Im Jahre 1852 erreichte Carl Vogt ein Ruf als Professor für Geologie (später erweitert auf Zoologie und vergleichende Anatomie) nach Genf. Dort wurde im Stadtteil Plainpalais gerade eine neue Universität errichtet, an der Vogt lehren sollte. Er nahm den Ruf an und wurde bald der erste Rektor dieser Universität, an deren weiterem Ausbau und insbesondere der Gründung einer medizinischen Fakultät er großen Anteil hatte. Neben seinen Vorlesungen und Forschungen auf dem Gebiete der Geologie und Zoologie widmete er sich intensiv dem Schreiben von wissenschaftlichen und philosophischen Büchern und hielt es – ähnlich wie sein ehemaliger Lehrer Justus Liebig – nicht für unter seiner Würde, populärwissenschaftliche Artikel zu schreiben, um seine Erkenntnisse einer breiteren Öffentlichkeit weiterzugeben und zu deren praktischer Anwendung wie zur allgemeinen Bildung beizutragen.

Carl Vogt beließ es aber nicht bei den Forschungen im stillen Kämmerlein. Im Jahre 1861 folgte er einer Einladung des deutschen Geologen Dr. Berna, ihn zusammen mit dem Naturforscher Armand Gressly auf einer Nordlandexpedition nach Island und Jan Mayen zu begleiten. Dort wollten sie sich der einzigartigen Geologie und den arktischen Tieren widmen. Die Reise dauerte von Anfang Juni bis Mitte Oktober und brachte eine Reihe neuer Erkenntnisse über den Vulkanismus auf Island und über boreale Pflanzen und Vögel. Über die Ergebnisse dieser Expedition schrieb Vogt das Buch: *„Nordland-Fahrt entlang der norwegischen Küste nach dem Nordkap, den Inseln Jan Mayen und Island“* (1863): Im Rückblick sagte Carl Vogt, es sei diese Unternehmung gewe-

sen, die ihn am meisten beeindruckte und bei ihm die schönsten Erinnerungen hinterlassen habe.

Als Philosoph vertrat Carl Vogt den Materialismus und geriet damit zwangsläufig in Gegensatz zu den christlichen Kirchen. Er zweifelte an der Existenz Gottes ebenso wie am Inhalt der Bibel, die er als Legendensammlung abtat. Er bezweifelte auch die Existenz einer individuellen unsterblichen Seele und andere Dogmen der christlichen Lehre. Diese Überzeugung legte er zusammen mit den Autoren Jacob Moleschott und Ludwig Büchner detailliert dar in den Schriften *„Das Wesen der Religion“* (1866) und *„Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit vom Standpunkte der Anthropologie“* (1866). Ein Dorn im Auge war ihm ferner die damalige Verwendung der Bibel als bevorzugtes Lesebuch der 6- bis 10-jährigen Schüler. Seiner Meinung nach entsprach der Stil, die Sprache, die Wortsetzung, die Wiederkehr der Phrasen und vieles mehr in der Bibel zu sehr der alten hebräischen Literatur und Kultur und nicht der deutschen. Im Frankfurter Parlament hatte er sich bemüht, den Einfluss und die Macht der Kirchen einzuschränken. In diesem Punkte hat er jedoch wenig erreicht.

Nun in der Schweiz fasste er seine Überzeugung in einem Buch zusammen, dem er den Titel gab: *„Köhlerglaube und Wissenschaft“* (1856). Carl Vogt selbst hat dieses Buch als Streitschrift bezeichnet, und ein Gegenstand des Streites ist dies Buch sein Leben lang geblieben. Auch in seinem späteren Buch *„Vorlesungen über den Menschen und seine Stellung in der Schöpfung“* (1863), das eigentlich ein Lehrbuch der vergleichenden Anatomie ist, ließ er sich seitenweise über seine philosophische Grundüberzeugung aus.

Schon bevor Carl Vogt 1861 die schweizerische Staatsbürgerschaft angenommen hatte, wandte er sich wieder – wenn auch stets nebenberuflich – der Politik zu. Gleich zu Beginn seines Aufenthaltes in Bern hatte er sich der „schweizer radikalen Partei“ zugewandt und unterstützte deren Führer Stämpfli und Niggeler – bald auch den Agitator der Partei, den waadländer Rechtsanwalt Eytel. Außerdem veröf-

fentlichte er von Zeit zu Zeit in verschiedenen Zeitungen seine Meinung zur europäischen Politik. Sie erschienen unter den Titeln: *„Der achtzehnte September in Frankfurt am Main“* (1848), *„Die Aufgabe der Opposition“* (1849), *„Studien zur Lage Europas“* (1859), *„Andeutungen zur gesamten Lage Europas“* (1864), *„Politische Briefe“* (1870–1871). Die *„Politischen Briefe“* beschäftigten sich vorrangig mit dem Deutsch-Französischen Krieg, wobei Carl Vogt wiederholt und vehement besonders die Aggression Preußens geißelte. Die Maßnahmen Napoleons und seiner Generale verteidigte er ebenso eindeutig. Die Sympathie Vogts für die Franzosen war unverkennbar. Die Franzosen dankten ihm für diese moralische Unterstützung, indem sie ihn nach dem Kriege zum Großritter der französischen Ehrenlegion ernannten.

Später in Genf arbeitete Carl Vogt wieder eng mit den „Radikalen“ zusammen, insbesondere mit James Fazy, dem Leiter der Genfer Regierung und Schöpfer der modernen Stadt Genf. Die beiden verband bald eine enge Freundschaft, die sich in der politischen Krise um das Fürstentum Neuenburg zum gegenseitigen Vorteil bewährte. Das Fürstentum Neuenburg stand damals – durch Verwandtschaft bedingt – unter der Verwaltung eines preußischen Gouverneurs. Am 3. September 1856 unternahm eine Gruppe von Royalisten den Versuch, den preußischen König Friedrich-Wilhelm IV. als direkten Herrscher zu küren. Die überwiegende Mehrheit des Volkes aber meuterte, nahm eine Reihe preußischer Beamter als Geiseln, und beschwor damit einen internationalen Konflikt herauf. James Fazy bildete daraufhin eine kleine Deputation, zu der außer ihm selbst nur Carl Vogt und der Anwalt Camperio gehörten. Sie wollten den Aufstand der Bürger in der Enklave Neufchatel von Schweizer Seite aus diplomatisch lösen. Die Bürger von Neuenburg forderten lautstark die Eingliederung ihres Landes als schweizer Kanton in die Eidgenossenschaft. Preußen lehnte diese Forderung ab, machte einen Teil seiner Truppen mobil und drohte, schweizer Gebiet zu besetzen. Die Schweizer Delegation unter James Fazy verhandelte mit den Gesandten verschiedener Staaten und bat

um Beistand und Hilfe. Unter dem diplomatischen Druck der Regierungen von England, Frankreich, Russland und Österreich gab Preußen schließlich nach und willigte in die Abtrennung Neuenburgs ein. Die kleine Genfer Delegation hatte damit ihr Ziel erreicht und erhielt großen Beifall von allen patriotisch gesinnten Schweizern.

Auch innenpolitisch konnte Carl Vogt bald erhebliche Erfolge verzeichnen. So wurde er Abgeordneter der Genfer Region im großen Rat des Kantons Genf in den Jahren 1856–62, 1870–76 und 1878–80. Außerdem wurde er in den Jahren 1856–61 und 1870–71 in den Schweizerischen Ständerat gewählt. Dem höchsten Schweizer Gremium, dem Schweizer Nationalrat, gehörte er überdies in den Jahren 1878–80 an. Gleichzeitig präsidierte er dem Genfer National-Institut für Wissenschaft und Kunst während der Jahre 1857–1894. Seine politische Erfahrung und seine überzeugende demokratische Einstellung haben ihn also auch in der Schweiz lebenslang zu höchsten öffentlichen Ehren geführt.

Abschließend sei erwähnt, dass der uner müdliche Carl Vogt seine Professur an der Genfer Universität von 1852 bis zu seinem Tode im Jahre 1895 beibehielt. Nach seinem Tode wurde vor dem Haupteingang der Universität Genf seine Büste als bleibendes Denkmal enthüllt, das dort heute noch an ihn erinnert.

Literatur

- Attinger, V., Godet, M. und Turler, H.: Dictionnaire Historique & Biographique de la Suisse. 7. Auflage, Neuchâtel 1933
- Bernbeck, Gerhard: Aus dem Leben eines Giessener „Staatsfeindes“ von einst. In „Heimat im Bild“, Wochenendbeilage des „Gießener Anzeigers“, Mai 1979 und Juni 1979
- Best, Heinrich und Wege, Wilhelm: Biographisches Handbuch der Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung 1848/49. Düsseldorf 1996
- Freitag, Sabine (Hrsg.): Die Achtundvierziger. Lebensbilder aus der deutschen Revolution. München 1998
- Gall, Lothar (Hrsg.): Aufbruch zur Freiheit. Ausstellungskatalog zum 150-jährigen Jubiläum der Revolution von 1848/49. Berlin 1998
- Judel, G. K.: Carl Vogt – Erinnerungen an die deutsche Nationalversammlung 1848/1849. Gießen, 2002
- Koch, Rainer (Hrsg.): Die Frankfurter Nationalversammlung 1848/49. Ein Handlexikon der Abgeordneten der deutschen verfassungsgebenden Reichsversammlung. Kelkheim, 1989
- Mommsen, Wolfgang: 1848 – Die ungewollte Revolution. Die revolutionären Bewegungen in Europa 1830–1849. Frankfurt am Main, 1998
- Sanner, Burkhard: Sein Denkmal steht vor der Genfer Universität. In: „Hessische Heimat“, Wochenendbeilage der „Gießener Allgemeinen“ vom 13. 5. 1995
- Siemann, Wolfram: Die deutsche Revolution von 1848/49. (Neue Historische Bibliothek). Frankfurt am Main 1985
- Vogt, Carl: Köhlerglaube und Wissenschaft. Eine Streitschrift. 2. Auflage, Gießen 1856
- Vogt, Carl: Vorlesungen über den Menschen, seine Stellung in der Schöpfung und in der Geschichte der Erde. Gießen 1863
- Vogt, Carl: Aus meinem Leben. Erinnerungen und Rückblicke. Stuttgart 1896
- Vogt, William: La vie d'un homme: Carl Vogt. Stuttgart 1896
- Weiß, Barbara: Das Stuttgarter Rumpfparlament 1849. Stuttgart 1999

Wilfried Behrens

Stadt, Studierende und ein Szenario

Welche Auswirkungen hätte ein Rückgang der Studentenzahlen auf den Gesamtwirtschaftsfaktor Gießen? –

Entwicklung von Lösungsansätzen zur Zukunftssicherung der Region

Ein großes Ereignis wirft seine Schatten voraus. Die Universität Gießen wird im Jahre 2007 vierhundert Jahre alt. Allemal ein Grund zum vielfältigen Feiern: Für die 1607 als lutherische Universität der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt gegründete Hochschule, für Stadt und Region Gießen und die hier lebenden und arbeitenden Menschen, aber auch für das gesamte Land zwischen Kassel und Bergstraße. Denn die Justus-Liebig-Universität ist mit mehr als 20000 Studierenden nicht nur die zweitgrößte Universität Hessens, viele ihrer Fachbereiche und namhaften Lehrer waren und sind in ihrem Forscherdrang und in ihrer Bildungs-, Wissens- und Erkenntnisvermittlung beispielgebend für eine ganze Nation und – um beim Namenspatron zu bleiben – segensreich auch für die Menschheit.

Doch für die Stadt Gießen und ihr Umland geht die Bedeutung der einstigen „Ludoviciana“ noch weit über eine Image fördernde und Identität stiftende Wirkung hinaus: sie stellt einen zentralen Wirtschaftsfaktor dar. Die Universität einschließlich des Klinikums ist mit annähernd 10000 Beschäftigten der mit Abstand größte Arbeitgeber in Mittelhessen, und addiert man zu den JLU-Studierenden noch die mehr als 5000 Hochschüler der Fachhochschule Gießen und das dort beschäftigte Personal, dann ergibt sich eine Leistungskraft von 35000 Menschen und ein Kaufkraftpotenzial von annähernd 200 Millionen Euro pro Jahr allein aus der „Man-Power“ der Hochschuleinrichtungen. Ein Aspekt, der in einer Handels- und Dienstleistungsstadt wie Gießen und in Zeiten kräftig miteinander konkurrierender Regionen einen herausragenden Stellenwert einnimmt. Dieses hohe Niveau an *human capital* zu erreichen, war aller Anstrengungen wert; es zu halten, wird allerdings noch weit größeres Engagement erfordern.

Wer nämlich den Blick nach vorn richtet, der sieht nicht allein ein rundes Jubiläum glanzvoll über der Alma mater sich abzeichnen; er erkennt auch nicht das Wetterleuchten einer nachdenklich stimmenden demographischen Entwicklung. Zugegeben: Die diesbezüglichen Zuckungen am bundesweiten Horizont blitzen nur sporadisch auf – je nach politischer Opportunität – und sind örtlich noch nicht erschreckend grell, weil augenscheinlich weit entfernt. Aber der Trend bestätigt die Prognosen, und nackte Zahlen mögen sich mit beruhigenden Worten warm ummanteln und in hinterere Regionen des Bewusstseins verdrängen lassen, verleugnen lassen sie sich nicht: Der Anteil der über 60-jährigen Menschen in Deutschland wird sich binnen 40 Jahren mehr als verdoppeln, die Jüngeren werden im Verhältnis dazu immer weniger, weil die Zahl der Geburten stetig sinkt.

Dabei ist das Geburtendefizit der Deutschen von 100000 bis 200000 jährlich noch vergleichsweise harmlos, wenn man laut des renommierten Bevölkerungswissenschaftlers Professor Birg (Universität Bielefeld) berücksichtigt, dass es unweigerlich auf 700000 steigen muss: Denn die schon erfolgte Abnahme der absoluten Geburtenzahlen in den vergangenen zwei Jahrzehnten um fast die Hälfte bedeutet automatisch halbierte Elternzahlen in der Zukunft. Hieran kann auch die durch vorübergehende Sondereinflüsse bedingte Verringerung des Geburtendefizits in den Jahren 1996 bis 1997 nichts ändern. Und wenn in deutschen Kreißsälen die Baby-Flaute sich fortsetzen sollte, was bis zum Beweis des Gegenteils als gesichert gelten darf, dann braucht man nicht ausgewiesene Bevölkerungsexperten zu bemühen, um in zeitlicher Abfolge verwaiste Hörsäle zu prognostizieren, selbst wenn die Abiturientenquote weiter steigen sollte.

Sicher könnte vor dem Hintergrund dieses bevölkerungspolitischen Abstechers in nationale Dimensionen die Frage aufkommen, was das mit Gießen und speziell mit der hiesigen Universität und der heimischen Wirtschaft zu tun habe. Sehr viel, wie ich meine. Jedenfalls mehr, als es im Fokus eines eingefleischten Lokalpatrioten erscheinen mag. Schließlich hängt alles mit allem zusammen, nicht nur in der Unendlichkeit des Universums, auch in der relativen Überschaubarkeit des urbanen und universitären Lebens. Diese Erkenntnis führt uns an das eigentliche Thema heran: Welche Auswirkungen hätte ein Rückgang der Studentenzahlen auf den Gesamtwirtschaftsfaktor Gießen?

Ich-AG statt Wir-Gesellschaft

Zugegeben: In der Frage keimt die Annahme, dass die Studentenzahlen auf längere Sicht tatsächlich massiv zurückgehen werden. Ist das realistisch angesichts der Tatsache, dass aktuell an der Universität Gießen rund tausend Studenten mehr studieren als 1999, dem Tiefpunkt im Zehn-Jahresvergleich, und dass sich an der Fachhochschule zum Wintersemester 2003/2004 abermals deutlich mehr Erstsemester eingeschrieben haben als im Rekordjahr 2002? Ich denke ja. Denn der Anstieg resultiert partiell aus einem Ansturm von Lehramtsstudierenden, ausgelöst von einer Bildungsoffensive in Bund und Ländern nach der aufschreckenden Pisa-Studie; der Boom wird also nicht von langer Dauer sein. Und generell strömen immer dann Abiturienten verstärkt an die Hochschulen, wenn vergleichsweise wenige Lehrstellen angeboten werden, weil die Wirtschaft nicht boomt, sondern stagniert. Der aktuelle Anstieg der Studentenzahlen hat daher ein wenig auch mit Verzweiflung von Abiturienten und nicht ausschließlich mit wahrer Begeisterung für dieses oder jenes Studienfach zu tun. Wir sollten uns also bei unseren Überlegungen weder von populistisch anmutenden Politikeroffensiven noch von konjunkturellen Talfahrten und schon gar nicht von abrupten Sprüngen des Zeitgeistes leiten lassen, sondern von langfristigen Trends und Prognosen, die auf einem soliden Datenmaterial fußen und ge-

wachsenen Lebensgewohnheiten Rechnung tragen. Und die deutsche Lebensphilosophie des 21. Jahrhunderts favorisiert nun einmal die Ich-AG und nicht eine Wir-Gesellschaft mit drei bis vier Kindern pro Familie.

Was die Rürup-Kommission in Folge dieser demographischen (Fehl-)Entwicklung an Auswirkungen für die Rentenanstalt ermittelt hat, gilt analog und sinngemäß auch für die Universitäten und Fachhochschulen und deren städtisches Umfeld: Hier weniger Mitglieder und Einzahler und dort weniger Einschreiber und potenzielle Konsumenten. Aus aktuellen Berechnungen lässt sich erkennen, dass in den nächsten 50 Jahren der Anteil der bis zu 20-Jährigen an der deutschen Bevölkerung um rund 25 Prozent absinken und schließlich nur noch 15,5 Prozent der Gesamtgesellschaft gegenüber heute 21,4 Prozent ausmachen wird. Die Gruppe der 20- bis 65-jährigen Menschen wird um etwa 10 Prozentpunkte auf 53 Prozent der Gesamtbevölkerung sinken, die der über 65-Jährigen sich jedoch auf 31,4 Prozent nahezu verdoppeln. Die Alterspyramide wäre auf den Kopf gestellt, die sozialen Sicherungssysteme würden kollabieren.

Keine Insel der Glückseligen

Leider ist Gießen keine Insel der Glückseligen, die von alledem unberührt bliebe. In der Universitätsstadt an der Lahn geht es unter gewissen Schwankungen schon länger bergab mit der Einwohnerzahl, und an der Universität und der Fachhochschule haben zu besten Zeiten Mitte der 90er Jahre fast 2000 junge Menschen mehr studiert als heute. Wobei der Begriff „besser“ relativiert werden muss: Manche Fachbereiche waren bis an die Grenze des physisch und psychisch Erträglichen ausgelastet und stöhnten unter der Überlast an persönlich Berufenen ebenso wie an beruflich Unentwachsenen.

Wie stark die Bevölkerung der Stadt Gießen mit der Zahl der Studenten schwankt, belegen jüngste Daten: Ende des Jahres 2000 lebten zwischen Hangelstein und Schiffenberg gerade noch 72 700 Menschen, aktuell sind es wieder 600 mehr. Sicher ein Erfolg des beharrlichen

städtischen Werbens unter den Hochschülern, sich hier mit Erstwohnsitz anzumelden; die Quote liegt bei über 40 Prozent. Mehr Bürger bedeuten für die heimische Wirtschaft mehr Kaufkraft und für die Kommune höhere Schlüsselzuweisungen seitens der Landesregierung. Eine gegenläufige Entwicklung würde entsprechend negative Auswirkungen in den Ladenkassen und im Stadtsäckel zeitigen mit Folgewirkungen auf das kommunale und gewerbliche Investitionsvermögen und – bei größerer Dimension – mit fatalen Auswirkungen auf den heimischen Arbeitsmarkt. Schon heute liegt die Quote der Erwerbslosen im Stadtgebiet bei deutlich über 15 Prozent.

In 50 Jahren noch 52000 Einwohner?

Die allgemeinen Bevölkerungsprognosen lassen auch für eine Stadt wie Gießen in den kommenden 50 Jahren wenig Gutes erwarten, zumindest unter der Prämisse, dass mit einem starken Einwohnerschwund immer auch die über den eigenen Tellerrand hinausreichende Anziehungskraft abnimmt und in der Folge ein herber Bedeutungsverlust und ein Rückgang an wirtschaftlicher Prosperität spürbar werden. Unterstellt man der an Geburtenrückgang leidenden Bundesrepublik Deutschland eine als Ausgleich gedachte positive Zuwanderungsrate von 200000 Personen pro Jahr (mehr ließe sich politisch derzeit kaum durchsetzen), dann würde die Stadt Gießen dennoch bis zum Jahr 2050 mehr als 10000 Einwohner verloren haben (bei einem deutlich gestiegenen Ausländeranteil). Würde die Zuwanderung gegen null laufen, also der von Bevölkerungsexperten so genannte „worst case“ eintreten, dann hätte die Universitätsstadt an der Lahn in nicht einmal mehr 50 Jahren gerade noch 52000 Einwohner – also die Dimension des heutigen Wetzlar. Solche Aussichten mögen romantische Geister idyllisch beseelen. Aber sie taugen nicht dazu, der Stadt Gießen die Metropolenfunktion in Mittelhessen zu erhalten und der Sogwirkung des Rhein-Main-Gebietes, das von der skizzierten demographischen Entwicklung weniger stark betroffen wäre als mittlere Regionen, wirkungsvoll zu widerstehen.

Heute besitzt Gießen mit seinen 73300 Einwohnern ein rechnerisches Kaufkraftpotenzial von 355 Millionen Euro im Jahr. Blicke die Geburtenrate in den nächsten 50 Jahren so niedrig wie heute und würden per Zuwanderung pro Jahr 200000 Menschen zusätzlich nach Deutschland kommen und ein entsprechender Anteil in die Mittelhessenmetropole, dann würde durch die kumulativen Effekte des Geburtendefizits das Kaufkraftpotenzial in Gießen dennoch um rund 50 Millionen Euro sinken. Träfe das Worst-case-Szenario ein, kämen also nur so viele Zuwanderer nach Deutschland wie Menschen wegziehen und stiege die Geburtenrate zwischenzeitlich nicht signifikant an, dann läge der Kaufkraftverlust in Gießen bei knapp 100 Millionen Euro oder satten 28 Prozent.

Die höchste Studentendichte

Keine Frage: Ein gravierender Bevölkerungsschwund hätte Folgewirkungen in allen Regionen Deutschlands und in allen Lebensbereichen. In Gießen wären davon, um beim Thema zu bleiben, auch die Universität mit all ihren Einrichtungen und die Fachhochschule betroffen. Gut ein Drittel der städtischen Einwohner sind Studenten; Gießen weist damit die höchste Studentendichte in ganz Deutschland auf. Für die Prognose der langfristigen Entwicklung der Studentenzahlen und jene der Hochschulmitarbeiter wurde der Demographiefaktor (ohne Zuwanderungsquote) unter besonderer Berücksichtigung der Gruppe der 20- bis 30-Jährigen in der Bundesrepublik und deren Studenten-Anteil unterstellt. In der Annahme, dass sich die Mitarbeiterzahl an Universität und Fachhochschule (Professoren, wissenschaftliche Mitarbeiter, Bedienstete, Lehrbeauftragte etc.) prozentual zu den Studentenzahlen verringern wird, ergäbe sich folgendes Bild: In 50 Jahren würde die Zahl der Studierenden und Mitarbeiter an Universität und Fachhochschule um etwa 25 Prozent auf dann noch 22500 gesunken sein. Das Universitätsklinikum mit seinen derzeit knapp 5000 Beschäftigten wurde bei dieser Rechnung noch nicht einmal berücksichtigt, dürfte aber einen personellen Aderlass

in ähnlicher prozentualer Größenordnung zu verzeichnen haben.

ZVS-Wegfall verschärft Dramatik

Geht man obendrein davon aus, dass die Zentralstelle für die Vergabe von Studienplätzen (ZVS) in Zukunft abgeschafft wird, weil weit weniger Studierwillige zu verteilen sein werden, dann gewinnt die Entwicklung für Gießen zusätzlich an Dramatik. Aus einer aktuellen Umfrage geht hervor, dass 12 Prozent der hiesigen Studenten „zwangsverschickt“ wurden und den Studienort Gießen nicht als Erstwunsch angegeben hatten. Ohne die ZVS würde die Zahl der Studenten und analog jene der Mitarbeiter binnen 50 Jahren um 33 Prozent von knapp 30 000 auf unter 20 000 fallen. Die Auswirkungen auf die heimische Wirtschaft im Allgemeinen und den Einzelhandel, die Gastronomie und den Wohnungsmarkt im Besonderen wären verheerend und die Konsequenzen für die Hochschulen selber nicht minder gravierend.

Folgen für den Einzelhandel

Die Folgen eines herben Rückgangs an Studenten und universitären Mitarbeitern allein für den städtischen Einzelhandel können an Hand weniger Zahlen veranschaulicht werden. Pro Student lässt sich momentan eine Kaufkraft von 2820 Euro im Jahr unterstellen; dieser Wert wurde durch eine Befragung von 750 Gießener Hochschülern durch die Studenteninitiative „Contact & Cooperation“ im Auftrag der Karstadt AG ermittelt. Diese Studie hat im Übrigen auch ergeben, dass 65 Prozent der befragten Studenten ihre Einkäufe in Gießen erledigen; von den anderen 35 Prozent fährt die Hälfte nach Frankfurt zum Shopping. Für die berufstätige Bevölkerung Gießens und somit auch für Universitätsmitarbeiter gilt ein Erfahrungswert an Kaufkraft im Einzelhandel von 4900 Euro pro Jahr. Das Kaufkraftpotenzial von Studenten und Hochschulmitarbeitern (ohne Klinikum), das sich in den heimischen Waren-, Auto- und Möbelhäusern, in Verbrauchermärkten und Ladengeschäften einsetzen ließe, beliefe sich

demnach für das Jahr 2003 auf rund 92 Millionen Euro. Blicke die ZVS bestehen, würde dieses Potenzial im Jahr 2050 auf rund 70 Millionen Euro sinken und ohne ZVS gar auf 62 Millionen Euro fallen. Der hiesige Einzelhandel hätte also gegenüber heute allein durch die dezimierte Hochschulklientel herbe Umsatzeinbußen hinzunehmen.

In Zukunft eine „Universität Mittelhessen“?

Und die Universität selber, welche Auswirkungen wären auf dem Campus in Folge eines stark rückläufigen Anteils junger, vielfach studierwilliger Menschen an der Gesamtbevölkerung in Zukunft zu erwarten? Die Konsequenzen liegen auf der Hand: Schließung und Zusammenlegung von Fachbereichen, drastischer Abbau an Personal, deutlich weniger Sachmittel. Und am Ende könnte an Stelle der traditionsreichen und eigenständigen Universitäten in Gießen und Marburg sozusagen eine Holding „Universität Mittelhessen“ stehen. Für den Bereich der beiden Universitätskliniken werden die Weichen aktuell bereits in diese Richtung gestellt.

Fatalismus kein guter Ratgeber

Nun war Fatalismus noch nie ein guter Ratgeber und für das Gros der heimischen Entscheidungsträger – ob in Politik, Wirtschaft, Hochschulen oder in anderen gesellschaftlichen Gruppen – auch in der Vergangenheit keine Richtschnur verantwortungsvollen Handelns. Sicher sind die Einflussmöglichkeiten auf die nationale Zuwanderungspolitik und die individuelle Familienplanung begrenzt. Überhaupt scheint es, als fühlten sich die Deutschen verantwortlich für alles Mögliche – für die noch gar nicht geborenen Generationen, für das Weltklima, für Frösche und Libellen, nur nicht für das, was aktuell nötig wäre: eine nachhaltige, stabile Entwicklung der Gesellschaft. Aber es gibt vor Ort hinreichende Möglichkeiten, wenigstens die Attraktivität des Universitätsstandortes Gießen weiter zu steigern, damit der Konkurrenzkampf unter den Hochschulen um die künftig stetig weniger werdenden Studenten erfolgreich bestanden wird.

Das Image der Universitätsstadt

Wie steht es beispielsweise um das Image der Universitätsstadt Gießen aus Sicht der Studierenden? Spielt die Attraktivität der Kommune überhaupt eine zentrale Rolle, wenn es um die Frage der Einschreibung geht? Offensichtlich nicht. Gut die Hälfte der hiesigen Hochschüler kommt aus Hessen, lässt sich also, wie Befragungen belegen, primär von den Kriterien „Heimatsnähe“ und „persönliche Bindungen“ leiten und erst in zweiter Linie von der Atmosphäre der Stadt und dem Ansehen der Universität, Stichwort „Ranking“. An dieser Gewichtung hat sich in den vergangenen Jahren wenig verändert, wie eine aktuelle Umfrage des Instituts für Geographie der Justus-Liebig-Universität im Sommersemester 2003 ergab. Allerdings hat sich das Image der Stadt Gießen insgesamt gegenüber der vergleichbaren Untersuchung von 1990 deutlich verbessert.

Positiv fällt bei der Lektüre der Erhebung auf, dass Gießen von den Studentinnen und Studenten als überschaubare und studentenfreundliche Stadt mit studentischer Kneipenszene wahrgenommen wird. Die Bevölkerung wird von den Befragten weitgehend als tolerant und aufgeschlossen empfunden. Auch die landschaftlich reizvolle Umgebung gehört nach dieser Befragung nach wie vor zu den positiven Merkmalen Gießens.

Als negativ werden das Wohnangebot, die mangelnden Kultur- und Freizeitangebote sowie problematische innerstädtische Verkehrsverhältnisse empfunden. Das Fehlen einer historischen Altstadt, schöner Wohnviertel, touristischer Attraktionen oder Parkanlagen, Museen und Galerien wird beklagt. Das Parkraumangebot in der Stadt wurde als eher schlecht bewertet, das Radwegenetz als verbesserungsbedürftig. Rein äußerlich gilt Gießen unter den Studierenden als nicht besonders schön und provinziell.

Positiveres Urteil der Studierenden

Aus dem Vergleich mit der Untersuchung von 1990 geht jedoch deutlich hervor, dass sich das Image der Stadt erheblich verbessert hat. In

den vergangenen dreizehn Jahren haben sich folgende Vorstellungsbilder der Studierenden zugunsten der Stadt verschoben:

- Die Wohnsituation hat sich in den Augen der Studenten gegenüber 1990 erheblich verbessert.
- Von nunmehr fast allen der heutigen Studierenden wird Gießen als Universitätsstadt charakterisiert, wobei die Studentenkneipen zunehmend als besonders prägend wahrgenommen werden.
- Eine problematische Verkehrssituation und der Charakter einer Garnisonsstadt wurden deutlich seltener empfunden als noch 1990.
- Die Studierenden im Jahr 2003 nehmen Gießen deutlich studentenfreundlicher und auch toleranter und aufgeschlossener wahr als ihre Kommilitonen im Jahr 1990.

Dass die heutigen Studierenden überwiegend auch mit der Universität bzw. ihrem Fachbereich zufrieden zu sein scheinen, darauf deutet die Befragung von „Contact & Cooperation“ in Zusammenarbeit mit der Karstadt AG aus dem Jahr 2002 hin. Von insgesamt befragten 750 Studentinnen und Studenten gaben 600 an, weiterhin in Gießen studieren zu wollen; lediglich 73 strebten einen Wechsel an und 77 äußerten sich unentschieden. In jeder dieser Antwortgruppen konnte sich im Übrigen auch jeweils die Hälfte der Studenten vorstellen, nach dem Studium in Gießen und Umgebung zu bleiben.

Das Ansehen der Fachbereiche

Wie schon in früheren Jahren haben die Fachbereiche Rechts- und Wirtschaftswissenschaften, Human- und Veterinärmedizin sowie Agrarwissenschaften und Oekotrophologie der Justus-Liebig-Universität einen ausgezeichneten Ruf, jedenfalls lässt diesen Schluss die Befragung von „Contact & Cooperation“ zu. Danach hatten mehr als die Hälfte der angehenden Mediziner, Juristen und Wirtschaftswissenschaftler, die über die ZVS nach Gießen gekommen sind, die Justus-Liebig-Universität ohnehin als Erstwunsch angegeben. Bei den Agrarwissenschaftlern waren es sogar mehr als zwei Drittel der Befragten. Andererseits: In der

Gruppe der Psychologen und Sportwissenschaftler hatte nicht einmal ein Fünftel der Befragten Gießen als Erstwunsch genannt.

Gute Beurteilung der Professoren

Die Beurteilung der Gießener Professoren fällt vergleichsweise gut aus. Zwar wurde in der Befragung keiner der Hochschullehrer mit einer Eins bewertet, dafür erhielt aber auch keiner der Lehrenden von den Lernenden eine Fünf oder gar eine Sechs aufgebremmt. Gute Noten erhielten die Professoren bei den Naturwissenschaften, Psychologen, Sport- und Agrarwissenschaften, im mittleren Bereich lagen die Zensuren für die Rechts- und Wirtschaftswissenschaftler, die Mediziner und Geisteswissenschaftler.

Das Lehrangebot an der Universität Gießen wurde überwiegend mit den Noten Zwei und Drei bewertet, die Räumlichkeiten erhielten hauptsächlich eine Drei. Aber: Fast ein Viertel der befragten Studierenden sah die Qualität der Räumlichkeiten als gerade noch ausreichend oder schlechter an. Bei den Geisteswissenschaften beurteilten sogar 20 Prozent der Hochschul学生 die Räumlichkeiten als mangelhaft.

Die Ausstattung der Fachbereiche mit Personalcomputern wird überwiegend als befriedigend angesehen, wenngleich 20 Prozent der Naturwissenschaftler ihrem Bereich in dieser Hinsicht nur eine Vier gaben und zehn Prozent der Fachhochschüler ihre PC-Ausstattung mangelhaft nannten. Was den Gesamteindruck der Universität bzw. der Fachhochschule betraf, wurde in der Studenten-Befragung weder eine Eins vergeben noch eine Fünf oder Sechs; die meisten Nennungen lagen bei einer Zwei und einer Drei.

Verzahnung von Hochschulen und Wirtschaft

Von der demoskopischen universitären Innenschau ein Blick nach außen mit den Augen eines gelegentlichen Wanderers zwischen Wirtschaftsalltag und Wissenschaftspraxis. Der Hochschulstandort Mittelhessen im Allgemei-

nen und jener Gießens im Besonderen hat in den vergangenen Jahren eine spürbare Stärkung erfahren. Die Verzahnung von Universität und Stadt und Fachhochschule und Wirtschaft miteinander und untereinander ist enger geworden, der Wissenstransfer aus der Forschung zu den praktischen Anwendern in Handwerk und Industrie effizienter.

Das **Transferzentrum Mittelhessen (TZM)** beispielsweise bietet eine in Deutschland einmalige Konstellation (zwei Universitäten und eine Fachhochschule kooperieren auf einem wichtigen Gebiet) und hat in den zehn Jahren seines Bestehens wichtige Hilfestellungen bei der anwendungsorientierten Entwicklung gegeben und die Zusammenarbeit zwischen Technologiegebern und Technologienutzern gefördert.

Durch die Ausgliederung der **TransMIT GmbH** aus dem Transferzentrum wurde zudem eine Institution geschaffen, über die kommerziell verwertbare Transferangebote abgewickelt werden können. Seit 1999 existiert ergänzend das **Technologie- und Innovationszentrum Gießen GmbH (TIG)** am Technologiestandort Europaviertel, das seine Dienstleistungen vor allem Existenzgründern und jungen Unternehmern offeriert, also nicht zuletzt geschäftstüchtigen Hochschulabsolventen.

Das vor zwei Jahren eingeführte Fachhochschul-Angebot „**Studium Plus**“ – ein sechssemestriges, praxisorientiertes Studium mit internationalem Hochschulabschluss – wurde kürzlich um den Studiengang Ingenieurwissenschaften/Mikrosystemtechnik erweitert, was für die gute Annahme dieses Angebotes durch ambitionierte Techniker spricht.

Die Justus-Liebig-Universität hat in den vergangenen zehn Jahren eine erfolgreiche Entwicklung zu einem national und international herausragenden Forschungsschwerpunkt des Landes Hessen im Bereich „Lebenswissenschaften“ genommen; das Erweiterungspotenzial ist beträchtlich. So ist der geplante Neubau für ein **biomedizinisches Forschungszentrum** im Sommer 2003 in die zweite Phase des Realisierungswettbewerbes getreten. Mit dem Bau des 65-Millionen-Projektes im Süden der Stadt soll im kommenden Jahr begonnen werden. Ziel ist

es nach Darstellung der Landesregierung, „den Wissenschaftlern an der Universität Gießen moderne Bedingungen zu schaffen, sich im internationalen Wettbewerb zu behaupten“. An diese Aussage wird man die Politik zu gegebener Zeit vielleicht noch einmal erinnern müssen.

Denn ob die landesweiten Aktivitäten auf dem Gebiet der **Nanotechnologie**, einer der Schlüsseltechnologien des 21. Jahrhunderts mit vielfältigem Anwendungspotenzial, beispielsweise in der Materialforschung, ebenfalls im hiesigen Raum konzentriert werden, ist keineswegs gewiss. Die Universität Gießen und die Fachhochschule Gießen-Friedberg wollen auf diesem Sektor zwar eng mit der Universität Marburg zusammenarbeiten. Doch die hessische Landesregierung verfolgt offenbar andere Pläne, nämlich die Nanotechnologie-Forschung in Kassel zu konzentrieren. Eine solche Entscheidung würde das „Lahn-Valley“ schwer erschüttern und in seinen Zukunftschancen stark beeinträchtigen, denn gerade in Mittelhessen ist die Nanotechnologie-Forschung bei Chemikern und Physikern bereits weit fortgeschritten und müsste schnellstmöglich wirtschaftlich umgesetzt werden.

Fazit und Ausblick

Der Hochschulstandort Gießen besitzt eine lange Tradition, genießt einen guten Ruf weit über die heimische Region hinaus (jedenfalls einen besseren, als viele Kritiker meinen) und hat gerade in den vergangenen Wochen und Monaten verstärkte Anstrengungen unternommen, sich tiefer im Bewusstsein der hiesigen Bevölkerung und einer breiten Öffentlichkeit zu verankern. Das **Mathematikmuseum („Mathematikum“)**, das maßgeblich auf die persönliche Initiative von Prof. Beutelspacher zurückgeht, ist einmalig auf der ganzen Welt und hat sich seit der Eröffnung im Herbst 2002 als wahrer Publikumsmagnet für Menschen aus nah und fern etabliert: Mehr als 100 000 Besucher binnen eines Jahres sprechen für sich.

Mit dem **Liebig-Fest** im Sommer 2003 ist Gießen überregional als herausragende Wissenschaftsstadt wahrgenommen worden. End-

lich einmal haben Forscher und Lehrer ihren Elfenbeinturm verlassen, sich auf Straßen und Plätze der Stadt begeben und einem überwiegend sehr interessierten und überaus dankbaren Publikum gezeigt, was in den Labors der heimischen Universität zum Nutzen und Segen der Menschheit so alles entwickelt und fabriziert wird. Die Aktionen rund um den Liebig-Geburtstag haben zusätzlich bewiesen, dass Stadtverwaltung und Universität, Stadttheater und Stadtwerke, Industrie und Handel und viele private Initiativen durchaus zum Wohle der Region an einem Strang zu ziehen vermögen. Zur konsumtiven Abrundung des Liebig-Wochenendes hat ein verkaufsoffener Sonntag gezählt mit der Erkenntnis, dass Gießen seiner Bedeutung als Einkaufsstadt von Rang jederzeit gerecht werden kann. Alles in allem haben wir zum Liebig-Jahr 2003 ein beispielgebendes Stadtmarketing erlebt. Darauf sollte sich im Hinblick auf das große Jubiläum der Universität in knapp vier Jahren aufbauen lassen.

Doch solche Feste finden nicht alle Jahre statt, und die eingangs beschriebenen dunklen demographischen Wolken am Horizont dürfen nicht negiert werden. Gerade in Zeiten eines härteren Wettbewerbs unter Regionen und Hochschulen und sich rasch wandelnder Rahmenbedingungen müssen die Anstrengungen weiter verstärkt werden, die Universitätsstadt Gießen attraktiv und anziehend zu halten, nicht zuletzt im Interesse der hier lebenden und arbeitenden Menschen. Universität und Fachhochschule sind sicher nicht alles in dieser Stadt, aber ohne sie würde alles andere stark an Bedeutung verlieren.

Kulturelles Erbe intensiv nutzen

Gießen muss sein kulturelles und wissenschaftliches Erbe weiterhin intensiv nutzen; das Liebig-Fest kann nur ein Anfang gewesen sein, auch zu Ehren **Wilhelm Conrad Röntgens** beispielsweise könnten zu gegebener Zeit entsprechende Aktivitäten mit bundesweiter Ausstrahlung gestartet werden.

Der Spitzensport ist ein eminent wichtiger Imagefaktor für Gießen, übt große Faszination gerade auf studentische Kreise aus und verdient

weitere Unterstützung; der Bau einer **Multi-funktionshalle** mit hoher Zuschauerkapazität in der Lahnmetropole ist zwingend notwendig, nicht allein für sportliche Großereignisse, auch und besonders für Veranstaltungs-Highlights auf kulturellem Gebiet.

Die städtische **Standortpolitik** wird auch in Zukunft immer verbesserungsbedürftig bleiben. Die Umwandlung der ehemaligen Steubenkaserne in das Technologieareal „Europaviertel“ kann ebenfalls nur ein Anfang gewesen sein. Mit dem voraussichtlichen und endgültigen Abzug der Amerikaner aus der Stadt eröffnen sich ungeahnte strukturelle Chancen im Nordosten Gießens. Der Negativ-Trend bei den Gewerbe-Neuanmeldungen – von 230 auf 201 im vergangenen Jahr bei insgesamt 6542 Betrieben – muss gestoppt werden. Allerdings: Die so genannte Konversion, die Umwandlung riesiger militärischer Liegenschaften wie jene der Amerikaner in eine zivile Nutzung, kann die Stadt Gießen nicht alleine schultern. In dieser Hinsicht werden bei Bund, Land und Europäischer Union noch enorm dicke Bretter zu bohren sein, um an ohnehin immer bescheidener werdende Fördermittel heranzukommen. Bei diesem Bemühen sind ganz besonders die heimischen Bundes- und Landtagsabgeordneten und Europapolitiker gefordert. Und der Einsatz könnte sich lohnen, gerade im Hinblick auf die studentische Klientel, deren Verbleib in Gießen über das Studium hinaus ein zentrales Anliegen der Verantwortlichen in Stadt und Region sein sollte.

Das **Messegelände** im Westen der Stadt muss ebenfalls weiterentwickelt werden, um gerade das Potenzial an universitärem technologischem Know-how gezielter zu den potenziellen Anwendern zu bringen. Um es salopp zuzuspitzen: Biotech statt Bratpfannen, Mikrochips statt Marktschreier.

Dass sich das Ansehen Gießens in den Augen der Studierenden in den vergangenen 13 Jahren spürbar verbessert hat, ist erfreulich, darf aber nicht die Kritikpunkte kaschieren und darüber hinwegtäuschen, dass die Möglichkei-

ten zur Attraktivitätssteigerung noch lange nicht ausgeschöpft sind. Natürlich lässt sich keine historische Altstadt mehr dorthin zaubern, wo sie einmal existiert hat. Aber müssen wertvolle innerstädtische Baulücken in Jahrzehnten zu Trümmerfeldern verkommen? Muss der Marktplatz für alle Zeiten als schmuckloser Busbahnhof sein Dasein fristen? Lassen sich die städtischen Parkanlagen wirklich nicht zum Verweilen gestalten statt zum hastigen Hindurchzählen zu animieren? Können die Kultur- und Freizeitangebote tatsächlich keine weitere Aufwertung über Open-Air-Kino und organisierte Inline-Skating-Touren hinaus erleben? Der Fragenkatalog ließe sich sicher beliebig fortsetzen.

Verengt sich der Blick schließlich vom kollektiven Umfeld auf den individuellen Bewohner und hier speziell den Studenten mit seinen Wohnheiten und finanziellen Möglichkeiten, dann gäbe es auch auf diesem Sektor noch einiges zu tun, was die Bindung dieser jungen Menschen, die später einmal zu den Spitzenverdienern zählen werden, an Stadt und Region über das Studium hinaus förderte: Mehr Ferienjobs und Praktika in Betrieben, spezielle Rabattaktionen in Kaufhäusern, Studentenpreise in Kneipen, gezielte Einladungen zu Kultur-Events, um nur einige wenige Stichworte zu nennen. Der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt. Hinter allem steht die Liebe des Lokalpatrioten zu seiner Stadt, wie sie Wilhelm Liebknecht so treffend formuliert hat: *„Mein Gießen lob ich mir. Es ist zwar nicht Klein-Paris, doch es ist Gießen.“*

Literatur

Contact & Cooperation: Untersuchung über mögliche Auswirkungen eines Rückgangs der Studentenzahlen auf den Gesamtwirtschaftsfaktor Gießen. Sommersemester 2002

Dr. Ivo Moßing: Das Image der Stadt Gießen aus Sicht der Studierenden an der Justus-Liebig-Universität 2003 im Vergleich zu 1990. Studien zur Wirtschaftsgeografie. Gießen Prof. Dr. Herwig Birg, Bevölkerungswissenschaftler, Universität Bielefeld. Auszug aus einem Interview 2003

Prävalenz und Korrelate des Schulschwänzens an allgemeinen Schulen aus der Sicht der Schüler und Lehrer*

„[...] Dass sich die Lehrer mehr für ihre Schüler interessieren. Manchmal merkst du, du redest mit ihm, aber merkst, es interessiert ihn nicht wirklich.“ (Interview 9)

Einleitung

Schulschwänzen oder Schulverweigerung, zusammengefasst unter dem Oberbegriff Schulabsentismus, hat in den letzten Jahren in Öffentlichkeit und Wissenschaft zunehmend Beachtung gefunden. Schulabsentismus umfasst dabei so verschiedene Verhaltensweisen wie Eckstunden-Schwänzen, das gelegentliche Schwänzen ganzer Schultage bis hin zur dauerhaften Schulverweigerung.

Gerade massives Schulschwänzen erweist sich oft als Signal für soziale und psychologische Schwierigkeiten, die von den Betroffenen alleine nicht bewältigt werden können. Erkenntnisse der Entwicklungspsychopathologie verweisen darauf, dass insbesondere früh und massiv einsetzendes Schulschwänzen ein wichtiger Risikomarker drohender Fehlentwicklung ist. In jedem Fall geht massives Schulschwänzen, ob als Ursache oder Begleitphänomen anderer Formen von Problemverhalten oder Symptomen, mit der Veränderung von Entwicklungsdynamiken einher, die sich in ihrem Ergebnis meist nicht förderlich auswirken (Brettfeld, Fabian, Wetzels 2003). Insofern ist Schulschwänzen auf individueller Ebene ein wichtiger Hinweis auf persönliche Probleme und notwendige Unterstützung. Auf schulischer Ebene kann dementsprechend eine hohe Rate von unentschuldigtem Fehlzeiten auf eine hohe Problembelastung hindeuten, mit der die Schule konfrontiert ist.

* Aus Gründen besserer Lesbarkeit wird die männliche Form benutzt, Schülerinnen und Lehrerinnen sind jedoch ausdrücklich mit gemeint.

1. Korrelate des Schulschwänzens

Prävalenz

Allgemein gehen Experten davon aus, dass schulabsentes Verhalten zunimmt (vgl. Schreiber-Kittl, Schröpfer 2002, 17). Allerdings gibt es bislang keine Zeitreihen, aus denen man auf eine quantitative Zunahme schließen kann. Für die Bundesrepublik liegen inzwischen auf kommunaler, regionaler oder Länderebene eine Reihe repräsentativer Studien zum Ausmaß schulabsenten Verhaltens vor, in einzelnen Bundesländern (z.B. Berlin, Bremen, Mecklenburg-Vorpommern) oder Städten (für Hessen z. B. Frankfurt) wird die Anzahl der Kinder und Jugendlichen mit unregelmäßigem Schulbesuchsverhalten zentral erfasst. Zumeist stützt man sich hierbei auf die bei der Zeugniserstellung festgehaltenen Fehlzeiten. Schülerbefragungen zeigen jedoch, dass Schüler wesentlich häufiger die Schule schwänzen, als ihre Lehrer dies vermuten (vgl. Wilmers et al. 2002). Es ist demnach von einem nicht unerheblichen Dunkelfeld auszugehen. Indirekte Hinweise hierauf ergeben sich auch, wenn Schüler nach Reaktionen der Schule auf ihr unentschuldigtes Fehlen gefragt werden. Wilmers et al. (2002, 308ff) berichten, dass weniger als die Hälfte der Schüler, die im Halbjahr 5 bis 10 Tage schwänzten, eine Reaktion der Schule erfahren haben. Bei Intensivschwänzern (mehr als 10 Tage) erfolge bei mehr als einem Viertel keinerlei Reaktion. Vergleichbare Ergebnisse berichten auch Schreiber-Kittl, Schröpfer (2002, 181ff).

Schulschwänzen und Schulform

Obwohl Schwänzen in allen Schulformen zu beobachten ist, gibt es dennoch eindeutige Zusammenhänge zwischen Schulform und Schwänzen

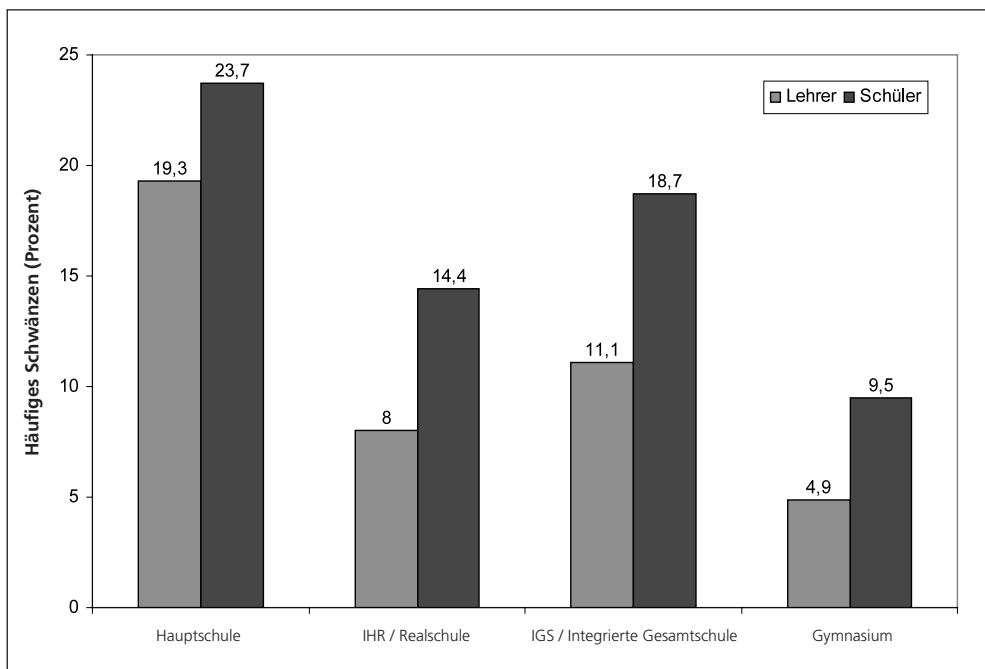


Abb. 1: Häufiges Schwänzen (5 Tage und mehr) aus Schüler- und Lehrersicht nach Schulform (nach Wilmers et al. 2002, 297)

dergestalt, dass unentschuldigtes Fehlen in Bildungsgängen mit niedriger Qualifikation häufiger zu beobachten ist (Ricking, Neukäter 1997, 60f). Auch wenn keine Zeitreihen vorliegen, lässt sich beim Vergleich älterer Studien mit aktuellen Ergebnissen die These aufstellen, dass insbesondere in der Hauptschule unentschuldigtes Fehlen zu einem zunehmenden Problem geworden ist, während etwa in der Schule für Lernhilfe immer schon hohe Fehlzeiten zu beobachten waren (siehe dazu die Ergebnisse von Klauer 1963, Hil-

deschmidt 1979 im Vergleich zu Wilmers et al. 2002, Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport Berlin 2003).

Alter, Geschlecht und sozialer Status von Schulschwänzern

Internationale Studien (z. B. Hershov, Berg 1980, Reid 1983, Galloway 1985, Hibbet, Fogelman 1990) zeigen einen eindeutigen Zusammenhang zwischen Alter und Schwänzen.

Tab. 1: Häufiges Schwänzen (5 Tage und mehr) nach Bildungstufe und Stadt (nach Wilmers et al. 2002, 295)

Ort	Hauptschule	Gesamtschule	Realschule	Gymnasium
Hamburg	22,2%	19,4%	16,1%	9,7%
Hannover	33,9%	16,7%	17,4%	10,3%
Leipzig	13,8%	–	6,6%	3,2%
München	23,3%	–	18,6%	13,5%
Friesland	22,4%	–	15,1%	10,7%
Gesamtdurchschnitt	23,7%	18,7%	13,9%	9,5%

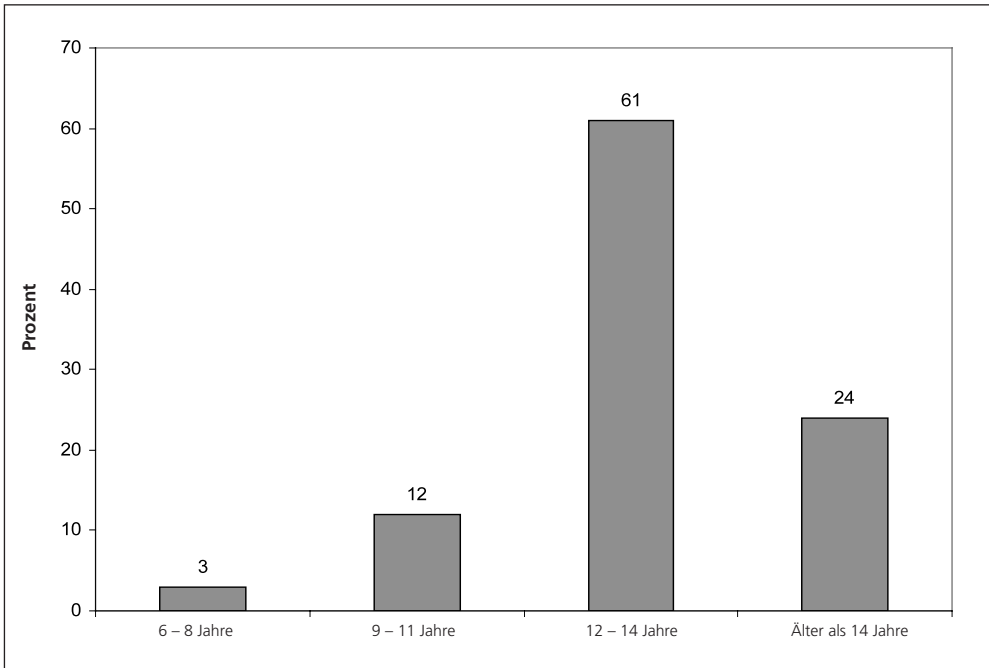
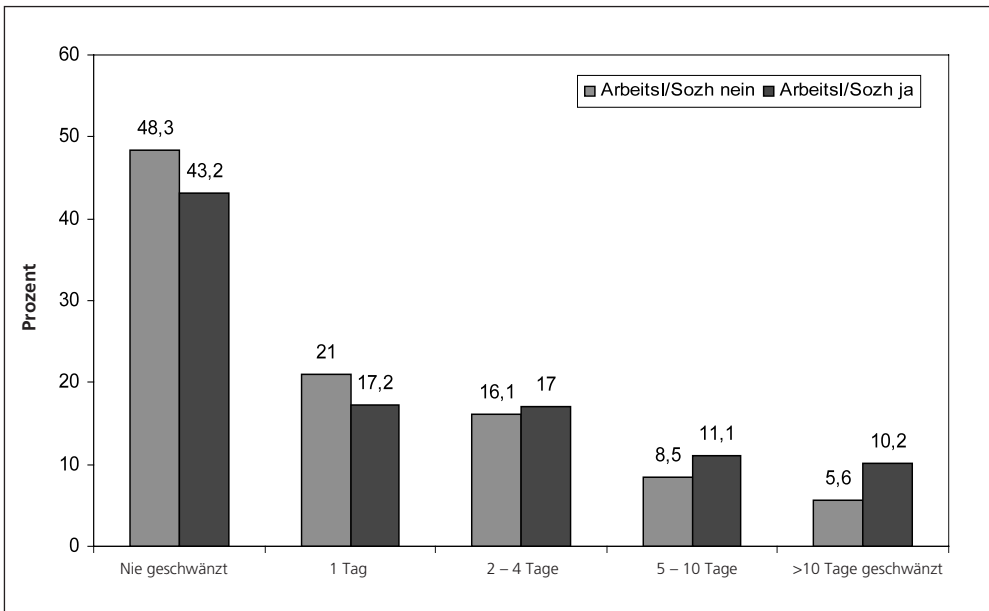


Abb. 2: Alter zu Beginn der Schulverweigerung (nach Schreiber-Kittl, Schröpfer 2002, 125)

Abb. 3: Sozioökonomische Lage der Familie. Intensität selbstberichteten Schwänzens und Arbeitslosigkeit/Sozialhilfebezug (nach Wilmers et al. 2002, 298)



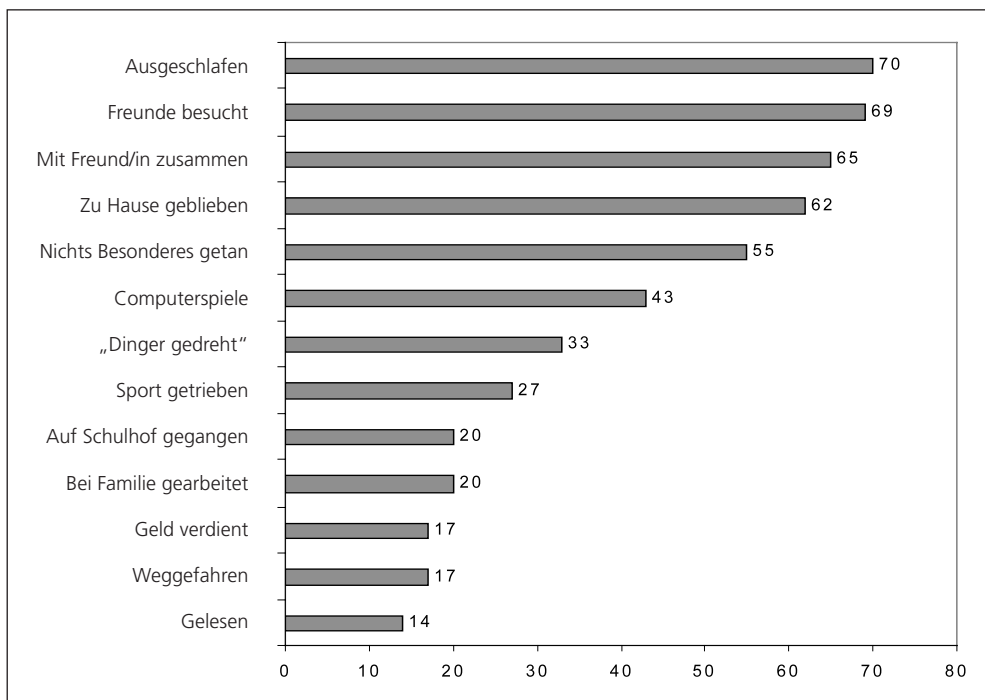


Abb. 4: Aktivitäten während des Schulschwänzens (nach Schreiber-Kittl, Schröpfer 2002, 178)

Dass die Gültigkeit zeitlich weiter zurückliegender Studien mit Vorsicht zu betrachten ist, zeigt die Bedeutung der Geschlechtszugehörigkeit. Während ältere Studien häufig einen höheren Jungenanteil in der Gruppe der Schwänzer feststellten, konnte dieser Befund in der aktuellen Studie von Wilmers et al. (2002) nicht bestätigt werden.

Unzweifelhaft kommt Absentismus in allen sozialen Schichten und familiären Konstellationen vor. Die Analyse einschlägiger Untersuchungen lässt jedoch den Schluss zu, dass Schüler aus benachteiligten Verhältnissen häufiger zu Absentismus neigen, als Kinder aus der Mittelschicht (Ricking, Neukäter 1997, 57f).

Schulschwänzen und Schulerfolg

Ein wesentlicher Faktor bei der Entstehung schulabsentem Verhaltens ist der Schulerfolg. Es wird davon ausgegangen, dass Schulversagen „als

wesentliche Wirkgröße in von Absentismus gekennzeichneten negativen Kreisläufen anzutreffen“ sei, „in denen sich die Resultanten potenzieren und die Problemlage fortwährend verschlimmert“ (Ricking, Neukäter 1997, 61).

Schulschwänzen und Zeitvertrieb

Relativ wenig erforscht ist bislang, wie Schulschwänzer eigentlich ihre Zeit verbringen, während sie schwänzen. Internationale Studien zeigen, dass Schwänzen zunehmend kein vor den Eltern geheim gehaltener Tatbestand ist, der einen außerhäuslichen Aufenthalt bedingt. Elterlich geduldetes Schwänzen scheint vielmehr weit verbreitet und zuzunehmen (Reid 1999, 32ff).

Zusammenfassend ist zu sagen, dass dem Schulschwänzen ein komplexes Ursachengefüge zu Grunde liegt, welches schülerbezogene Variablen, schulische Variablen und Beziehungsvariablen im Schulkontext umfasst. Insbesondere

gelingende Intervention macht deshalb eine individuelle Abklärung möglicher Ursachen unabdingbar (vgl. Ricking, Neukäter 1998, Wittrock, Schulze 2000).

2. Kurzbeschreibung des Projekts Schulschwänzen aus der Sicht von Schülern und Lehrern

Innerhalb des Forschungsschwerpunktes „Schulabsentismus“ am Institut für Heil- und Sonderpädagogik der Justus-Liebig-Universität sollen Ausmaß, Gründe und hilfreiche Interventionsstrategien bei unregelmäßigem Schulbesuchverhalten ermittelt bzw. entwickelt werden. Darüber hinaus sollen Gründe für die je unterschiedliche Wahrnehmung des Problems durch betroffene Schüler und durch die Lehrer untersucht werden. Ursachen können in strukturellen bzw. systembezogenen und in individuellen Konstellationen begründet sein. Es sollen sowohl quantitative als auch qualitative Methoden zur Anwendung kommen. Mit Hilfe eines Fragebogens werden in den Klassen 6 bis 10 alle Schüler der allgemeinen und öffentlichen Schulen in der Stadt Gießen zum Schulschwänzen befragt. Neben Angaben zum Schwänzenverhalten und erlebten Reaktionen werden auch eventuelle Zusammenhänge mit sozialem und kulturellem Status der Schüler sowie mit dem bisherigen Bildungsweg und -erfolg ermittelt. Die Klassenlehrer sollen kurze Einschätzungen zum Unterrichtsverhalten für jeden Schüler ihrer Klasse und gegebenenfalls zur Intensität des Schwänzens abgeben. Reaktionen und Sanktionen werden aus Schüler- und Lehrersicht ermittelt.

Im Rahmen einer Diplomarbeit wurden 15 einschlägig als Schulschwänzer klassifizierte Jugendliche in narrativen Interviews zu ihrem Schulschwänzen befragt. Das Material wurde mit winMax inhaltsanalytisch ausgewertet. Die folgenden Ausschnitte aus den qualitativen Interviews haben illustrative Funktion und sollen einen Eindruck aus der Sicht der Betroffenen unter Berücksichtigung folgender Aspekte geben:

- Verlauf des Schwänzens
- Zeitvertrieb während des Schwänzens

- Die Rolle der Peergroup
- Lehrer-Schüler-Beziehung
- Schüler-Schüler-Beziehung
- Veränderungsvorschläge für die Schule

Verlauf des Schwänzens

In allen Interviews wird deutlich, dass die Tendenz zur Schulabwesenheit im Laufe der Zeit ansteigt. Wurde zuvor ein stundenweises Schwänzen berichtet, so steigert sich dies zu meist zum tageweisen Schwänzen, dieses wiederum zum wochenweisen usf. Die Steigerung der Schulabwesenheit lässt sich mit den Worten einer Befragten anschaulich beschreiben: *„[...] Also es wurde dann schon mehr. Das ist ganz schlimm, wenn man einmal schwänzt und merkt, dass man leicht davonkommt, ohne das was passiert, dann macht man es halt öfter und öfter.“* (Interview 15)

Oftmals wird berichtet, es hätte etwa ein halbes Jahr gedauert, bis sich die Häufigkeit und Dauer der Schulabwesenheit gesteigert hat. Einzelne Befragte kaschieren ihre Abwesenheit nun immer mehr durch Krankheit. Sie kommen in geordneten Abständen in die Schule, geben die entsprechenden Entschuldigungen ab und „schauen was so abgeht“. Darüber hinaus wird beispielsweise folgende Strategie geschildert: *„[...] Nee, zum Beispiel wenn ich jetzt 'ne halbe Stunde verschlafe, dann, wenn ich in die Schule komm', denk' ich, die scheißen mich an, warum es so spät ist. Dann schreiben die das auf. Dann geh' ich lieber zum nächsten Lehrer, dann bin ich überhaupt nicht spät, sondern hab vorher nur gefehlt.“* (Interview 13)

Bemerkenswert ist, dass ein Teil der befragten Jugendlichen, der von einem frühen Beginn des Schwänzens berichtet, in der Folge oftmals versucht, wieder in der Schule Fuß zu fassen, was aber aufgrund anderer Faktoren nicht gelingt. So berichtet eine der Befragten, sie habe die Schule im 5. und 6. Schuljahr fast überhaupt nicht besucht. In der 7. Klasse sei sie dann in die Schule zurückgekehrt. *„[...] Also, da bin ich in 'ne ganz neue Klasse gekommen, da waren auch viele Freunde von mir drin und da hat mir der Unterricht wieder Spaß gemacht.“* (Interview 2)

Sie berichtet weiter, in der 9. Klasse den Schulbesuch erneut ausgesetzt zu haben: „[...] Also das waren spezielle Gründe. [...] Also ich hab' dann angefangen zu trinken. Und dann, nach einer Zeit, hab' ich angefangen Drogen zu nehmen [...]“ (Interview 2)

Nach dem erneuten Aussetzen des Schulbesuches versuchte sie erneut, in einer anderen Schule Fuß zu fassen. Dieser Versuch wurde aber auch nach einiger Zeit unterbrochen: „[...] Dann bin ich zur ...-Schule, da hab ich mit allem so aufgehört, da bin ich dann so zwei Monate hingegangen, und dann hat das wieder angefangen, dann hab' ich nix mehr gemacht und bin nicht mehr hingegangen.“ (Interview 2)

Zeitvertreib während des Schwänzens

„Oft hab' ich geschwänzt, weil meine Eltern nicht da waren. Weil ich alleine war, ich konnte ausschlafen und machen, was ich wollte.“ (Interview 9)

Meist verbringen die Jugendlichen ihre Zeit zu Hause, wenn die Eltern bereits außer Haus sind oder aber das Schwänzens ihrer Kinder dulden. „[...] Da war ich meistens bei 'nem Freund zu Hause und wir ham PC gespielt.“ (Interview 3)
„[...] Ich bin dann immer zu 'ner Freundin gegangen, die hat auch immer gefehlt. Bei ihren Eltern durfte man das.“ (Interview 2)

In den Nennungen zum Schwänzens in der Gruppe werden, über die Interviews hinweg, folgende gemeinsame Aktivitäten angesprochen bzw. berichtet:

- gemeinsam „abhängen“ und reden (hier wird von Einzelnen auch der Konsum von Cannabis berichtet)
- durch die Stadt ziehen
- im Einkaufszentrum „abhängen“ (technische Geräte oder Videospiele anschauen, vereinzelt werden hier auch gemeinsame Diebstähle berichtet)
- Grafitti sprühen
- andere Schulen aufsuchen.

Einer der Befragten gibt diesbezüglich Folgendes zu verstehen: „[...] Waren wir andere Schulen, und so gucken, was da abgeht. [...] Wenn dann Pause ist: ‚Hallo wie geht's?‘ und so. War-

ten bis die Pause zu Ende ist, und dann woanders hin. [...] Wir wussten net, was wir machen sollten, dann geht man einfach andere Schulen, macht da ein bisschen Blödsinn oder so, und dann geht man wieder.“ (Interview 4)

Ein anderer Schüler äußert direkt, er habe ‚illegale Sachen‘ gemacht, weil er kein Taschengeld von den Eltern bekam. „[...] Am Anfang war so, da hab' ich auch kein Geld gekriegt, also kein Taschengeld von meinem Vater. Da hab' ich auch so illegale Sachen gemacht, so Pfandkästen geklaut aus Restaurants, Leute mal abgezogen, das Übliche eben, wo man Geld kriegt. Das hat mein Vater dann auch gesehen. Ich hatt' dann auch Stress mit Polizei. Dann hat er mir aber später immer Geld überwiesen und so.“ (Interview 6)

Die Rolle der Peergroup

In nahezu allen Interviews wird die Bedeutung der Peergroup beim Schwänzens herausgestellt. Nur vereinzelt wird hier zu verstehen gegeben, dass man eigentlich allein der Schule fernblieb. Oftmals ist es aber dann der Fall, dass Bekannte aufgesucht werden, die entweder ebenfalls die Schule schwänzten oder ihre Schulbesuchszeit bereits beendet haben. Aussagen im Sinne von: „[...] weil allein Schwänzens hat ja keinen Spaß gemacht“ (Interview 11), sind über mehrere der Interviews hinweg zu beobachten. Es ist jedoch über die Nennungen hinweg verschieden, ob es sich dabei um eine feste Gruppe handelt oder aber diese eher lose zusammengesetzt ist und somit häufiger wechselt. „[...] Es gab da jetzt nicht spezielle Gruppen, mit denen ich jetzt immer geschwänzt hab', das waren immer andere.“ (Interview 3)

Andere Schüler berichten in diesem Zusammenhang von eher gleichbleibenden Gruppen, mit denen auf dem Schulweg oder erst während der eigentlichen Unterrichtszeit der Entschluss gefasst wird zu schwänzten. Einer der Schüler gibt auf die Frage, ob er denn eher allein oder in einer Gruppe die Schule schwänzt, folgende Auskunft: „[...] Allein, ich wollte mal allein schwänzten, aber ich hab' das nie geschafft allein so lange rumzulaufen. Ich wusste ja nicht, wo ich überall hingehen sollte,

allein. Und dann hab' ich einmal allein geschwänzt, dann bin ich schon um 10 Uhr morgens nach Hause und hab' meiner Mutter erzählt, wir hätten Freistunden gehabt. Das hat die mir net geglaubt und dann sind wir zusammen auf die Schule gegangen. Ja, und dann hat sie es eben rausgekriegt.“ (Interview 3)

Lehrer-Schüler-Beziehung

In mehreren Interviews wird der Anschein erweckt, als fühlten sich Einzelne der befragten Jugendlichen von den Lehrkräften nicht als Person wahrgenommen und akzeptiert. Mitunter wird auch zu verstehen gegeben, dass erbrachte Leistungen nicht honoriert werden. Es finden sich weiter Nennungen zu den Streitgesprächen zwischen Lehrern und Schülern bei der Notengebung. Interessant ist hierbei die Bemerkung einer Befragten: *„[...] Ei ja, wär' schon gut gewesen, wenn die gesagt hätten – ‚Du stehst so und so‘, aber die haben ja gar nix gesagt.“ (Interview 4)*

Die befragten Jugendlichen können zum Teil genau benennen, was sie sich unter einem guten Lehrer vorstellen. *„[...] Die Lehrer, mit denen ich mich gut verstanden hab', die ham mich als Mensch gesehen. Die andern Lehrer, [...] die ham einfach nur: ‚Arbeite, mach!‘, die ham net mit den Schülern gelabert. Die ham einfach nur ihren Unterricht durchgezogen.“ (Interview 8)*

„[...] Ich mag Leute, mit denen man sich auch ein bisschen normal unterhalten kann. Net so, als wär' man ein Soldat: ‚So, du machst jetzt das und das, und lernst das und das...‘, das ist net so mein Ding.“ (Interview 15)

Die von den befragten Jugendlichen erfahrenen Reaktionen auf ihr Schulschwänzen seitens der Lehrer bzw. der Schule kann man in folgende Bereiche unterteilen:

- Briefe an die Erziehungsberechtigten
- Telefonate mit den Erziehungsberechtigten
- persönliche Gespräche mit den Jugendlichen und/oder Eltern
- Einleitung eines Bußgeldverfahrens

Hinzu kommen in Einzelfällen Schulverweise und Jugendarrest (infolge eines nicht gezahlten Buß-

geldes) oder auch Bemühungen, Tests durch den schulppsychologischen Dienst durchzuführen.

Es ist bemerkenswert, dass zahlreiche Nennungen darauf hindeuten, dass mehrere der befragten Jugendlichen mindestens eine Reaktion auf ihr Schwänzen erfahren haben. Obwohl an anderer Stelle auch darauf verwiesen wird, die Lehrer hätten einzelne Befragte überhaupt nicht auf ihr Schwänzen angesprochen. Einer der Befragten berichtet beispielsweise, er hätte sich nie wirkliche Gedanken über mögliche Reaktionen der Lehrer gemacht, aber: *„[...] Also ich hab' schon meine Kommentare zu hören bekommen, von wegen ‚Auch mal wieder da.‘“ (Interview 10).* Auch wenn diese Reaktion der Lehrer auf deren Unsicherheit zurückgeführt werden kann, kann solch' ein „Verspotten“ des Schülers, der sich wieder für den Schulbesuch entschieden hat, zur Resignation führen.

Schüler-Schüler-Beziehung

Vielfach wird von einer angenehmen Atmosphäre in den Schulklassen berichtet. Einige der befragten Jugendlichen geben an, gemeinsam mit Mitschülern immer Spaß in der Schule gehabt zu haben. Dieser Spaß bezieht sich in vielen Fällen jedoch nicht auf gemeinsame unterrichtliche oder außerunterrichtliche Aktivitäten, oftmals geht es darum, den Unterricht gemeinsam zu stören. *„[...] Wir ham viel Scheiß gemacht, die Lehrer ham sich oft geärgert. Das war schon Spaß. Wir waren alle befreundet in der Klasse, es gab eigentlich kein' Außenseiter. [...] Wir ham Knaller in der Klasse losgelassen, den Stuhl vom Lehrer mit Kleber beschmiert, halt so Sachen. Net im Unterricht mitgemacht.“ (Interview 11)*

Während hier die jeweilige Lehrkraft zum Opfer der Schülerstreiche wurde, finden sich demgegenüber auch Nennungen, die von Mobbingverfahren von Schülern durch Schüler berichten. Vereinzelt werden diese Erfahrungen auch als Gründe angegeben, geschwänzt zu haben. *„[...] Ich konnt' meine Klasse net ausstehen. Dann bin ich auch in 'ne andere gekommen, und dann hab' ich eigentlich nur noch gefehlt in der 5. und 6. Klasse.“ (Interview 2).* Aus heutiger Sicht werden solche Vorkommnisse jedoch von den Betroffenen

häufig als „Kinderspäße“ abgetan und heruntergespielt. Zwar ist der Einfluss solcher Vorkommnisse auf das Schulbesuchsverhalten der betroffenen Jugendlichen aus den vorliegenden Daten nicht zu klären, jedoch sollten sie als Einflussfaktor bei sich entwickelnden Schul- oder Unterrichtsverweigerungshaltungen nicht unterschätzt werden.

Veränderungsvorschläge für die Schule aus der Sicht betroffener Jugendlichen

„[...] Mehr Sport und mehr berufsbezogen. [...] Wenn du Sport hast, kannst du immer alles rauslassen, was du hast, und hier gehst du ja kaputt.“ (Interview 4)

„[...] Dass sie nicht sagen, das und das sollen die lernen, das hau' ich denen jetzt in den Kopf rein, sondern, dass sie das auf spielerische Weise den Schülern beibringen und sich mehr Zeit lassen, nicht so einen Druck auf die Schüler ausüben.“ (Interview 10)

Die Unzufriedenheit mit den Unterrichtsmethoden wird auch vereinzelt als Grund angegeben, dem Unterricht fernzubleiben. „[...] Also hätte mir der Unterricht einfach Spaß gemacht. Da hätte ich mir schon gedacht bleib ich hier. [...] Der war nicht gut aufgebaut, fand' ich. Der Aufbau vom Unterricht, einfach zu straight, durchgezogen einfach.“ (Interview 10)

„[...] Besser wäre es, dass die Lehrer, anders mit den Kindern umgehen würden. Ich würde sagen, streng ist schon gut, weil sonst raffst du es net, dann machen die Kinder, was sie wollen. Aber es so, [...], dass die Lehrer eine bessere Beziehung mit den Kindern haben sollten. Was weiß ich, nachmittags treffen wir uns mal.“ (Interview 14)

Überblickt man die Nennungen in den Interviews, dann legen diese den Schluss nahe, dass aus Sicht der Schüler, insbesondere bei der Lehrer-Schüler-Beziehung Handlungsbedarf besteht.

Ausblick

Ein Ergebnis der noch nicht abgeschlossenen Auswertung des Materials ist, dass die Betroffe-

nen sich häufig von ihren Eltern und/oder ihren Lehrern nicht richtig wahrgenommen oder „gemeint“ fühlen. Es erscheint uns nicht abwegig, dass sich in der unterschiedlichen Wahrnehmung des Schulschwänzens durch Schüler und Lehrer ein biographisches Phänomen des „Nicht-Wahrgenommen-Werdens“ der betreffenden Schüler zu wiederholen scheint, indem die Schule bei einem biographisch erworbenen Defizit gewissermaßen „als Komplize“ mitagiert. Das „Nicht-Wahrgenommen-Werden“, das die Schüler evtl. schon im familiären Kontext erlebt haben, wird wiederholt und damit verstärkt. Schulschwänzen und Schulverweigern ist so gesehen nicht nur eine durch Sozialisationsrisiken bedingte Fehlhaltung seitens der Schüler, sondern auch eine – strukturell bedingte – mangelnde Aufmerksamkeit seitens der Schule gegenüber dieser Schülergruppe.

Literatur

- Brettfeld, K., Fabian, T., Wetzels, P. (2003): Schulschwänzen Jugendlicher: Ansatzpunkt für Prävention und Intervention in der Sozialen Arbeit? Ergebnisse einer vergleichenden Studie in Leipzig und anderen Städten. In: T. Fabian, R. Schweikart (Hg.): Brennpunkte der Sozialen Arbeit. (265–306). Münster: Lit.
- Galloway, D. (1985): Schools and persistent absentees. Oxford: Pergamon.
- Hersov, L., Berg, I. (1980): Introduction. In: L. Hersov, I. Berg (Ed.): Out of school. Chichester: Wiley, 1–6.
- Hibbet, A., Fogelman, K. (1990): Future lives of truants: family formation and health-related behavior. British Journal of Educational Psychology, 60, 171–179.
- Hildeschmidt, A. (1979): Verbreitungen und Bedingungen unregelmäßigen Schulbesuchs. In: Hildeschmidt A., Meister H., Sander A., Schorr E. (Hg.): Unregelmäßiger Schulbesuch. Weinheim: Beltz, 84–110.
- Klauer, K. J. (1963): Das Schulbesuchsverhalten von Volks- und Hilfsschulkindern. Ratingen: Henn.
- Ried, M. (2003): Schule schwänzen aus der Sicht der „Schuleschwänzer“. Unveröff. Diplomarbeit am Institut für Heil- und Sonderpädagogik (Fachbereich: Sozial- und Kulturwissenschaften der Justus-Liebig-Universität).
- Reid, K. (1983): Retrospection and persistent school absenteeism. Educational Research, 25 (2), 110–115.
- Reid, K. (1999): Truancy and schools. London, New York: Routledge.
- Ricking, H., Neukäter, H. (1997): Schulabsentismus als Forschungsgegenstand. Heilpädagogische Forschung, 23 (2), 50–70.
- Ricking, H., Neukäter, H. (1998): Schulabsentismus im Rahmen einer ökologischen Erziehungswissenschaft – heuristisches Modell und Intervention. Die neue Sonderschule, 43 (1), 20–38.

Schreiber-Kittl, M., Schröpfer, H. (2002): Abgeschrieben? Ergebnisse einer empirischen Untersuchung über Schulverweigerer. Übergänge in Arbeit, Bd. 2. München: Verlag Deutsches Jugendinstitut.

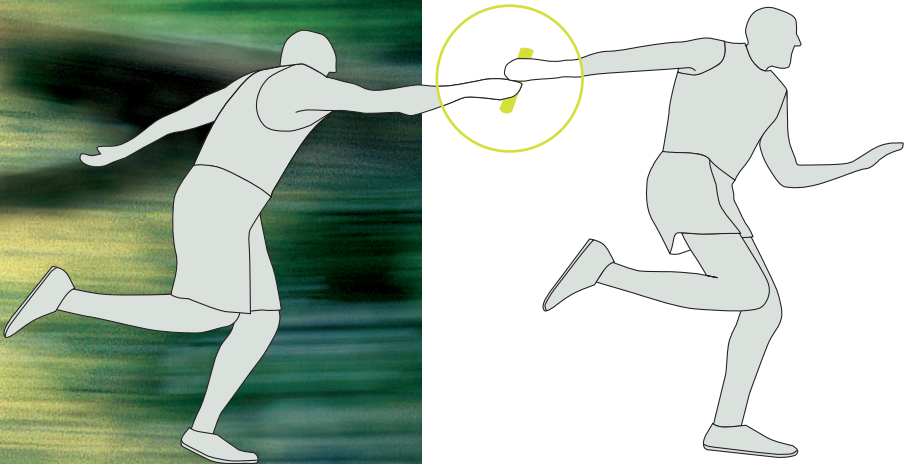
Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport Berlin (2003): Ergebnisse der Berliner Erfassung zur Schuldisziplinanz. Berlin: Unveröff. Manuskript.

Thimm, K. (2000): Schulverweigerung. Zur Begründung eines neuen Verhältnisses von Sozialpädagogik und Schule. Münster: Votum-Verlag.

Wilmers, N., Enzmann, D., Schaefer, D., Herbers, K., Greve, W., Wetzel, P. (2002): Jugendliche in Deutschland zur Jahrtausendwende: Gefährlich oder gefährdet? Ergebnisse wiederholter, repräsentativer Dunkelfelduntersuchungen zu Gewalt und Kriminalität im Leben junger Menschen 1998–2000. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft.

Wittrock, M., Schulze, G. (2000): Handlungskonzepte im Umgang mit schulaversiven/schulabsenten Schülern – Konsequenzen und Anregungen für schulische und außerschulische Einrichtungen. VHN, 69 (3), 390–396.

Verbundenheit spielt bei uns
eine zentrale Rolle.



Seit über vier Generationen geht bei uns eines Hand in Hand: Erfolg und die Menschen aus Gelnhausen und Umgebung. Gemeinsam haben wir Veritas zum Inbegriff von Wachstum, Arbeit und Sicherheit gemacht. Aus dieser tiefen Verbundenheit mit der Region engagiert sich die Veritas in vielen Bereichen des öffentlichen Lebens.

Unser Denken und Handeln ist dabei stets geprägt von Verantwortung gegenüber den Menschen und der Umwelt. Denn schließlich möchten wir nicht nur zufrieden zurückblicken, sondern auch in Zukunft viel bewegen in unserer Region.

www.veritas-ag.de

Leistung für die Mobilität der Zukunft ●●●○

Manuel Heinrich

Das Liebig-Jahr 2003 in Gießen: Veranstaltungen zum 200. Geburtstag Justus Liebig's

Im Mai 2003 jährte sich zum 200. Mal der Geburtstag des international bekannten Chemikers Justus Liebig. Die Justus-Liebig-Universität Gießen nahm dies zum Anlass, ihren Namensgeber gebührend zu feiern: Vielfältige wissenschaftliche und populärwissenschaftliche Veranstaltungen und Ausstellungen richteten sich an eine breite Öffentlichkeit und stellten die Attraktivität natur- und lebenswissenschaftlicher Forschung und Lehre an der JLU dar. Gefördert werden sollte in dem von der JLU so bezeichneten „Liebig-Jahr 2003“ insbesondere auch das Interesse der Schüler an den genannten Disziplinen. Für das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) sowie die Organisationen und Verbände der Chemie ist Liebig's Geburtstag ebenso Anlass gewesen, das Jahr 2003 zum „Jahr der Chemie“ zu erklären.

Bereits 1999 konstituierte sich unter Leitung des Präsidenten die „AG Liebig“. Das Team – dem neben Mitarbeitern der Verwaltung, der Universitätsbibliothek und des Universitätsarchivs weiter Wissenschaftler aus der Geschichtswissenschaft sowie den Liebig nahe stehenden Fachgebieten Chemie, Agrarwissenschaften und Ernährungswissenschaften angehören – machte sich die interne Veranstaltungsplanung und -organisation sowie die frühzeitige Koordination mit externen Institutionen und Verbänden zur Aufgabe.

Für den von der JLU 1999 gestellten Antrag auf eine Sonder-Briefmarke für das Jahr 2003 gab das Bundesministerium der Finanzen zu Beginn des Jahres 2002 grünes Licht und kündigte ein Sonderpostwertzeichen mit dem Wert 55 Euro-Cent an.



Abb. 1: Blick in die Ausstellung „Justus Liebig: Der streitbare Gelehrte“ im Rektoratzimmer. (Quelle: Justus-Liebig-Universität Gießen)

Die Umsetzung des umfassenden und inzwischen weit entwickelten Konzeptes wurde ermöglicht durch eine projektbezogene Unterstützung des HMWK in Höhe von 250 000 €. Diese Mittel machten es möglich, für die Zeit von Februar 2002 bis Dezember 2003 die Stelle eines Liebig-Koordinators einzurichten, die mit dem Diplom-Ökotoxikologen Manuel Heinrich besetzt wurde. Zur Koordination und Abstimmung der eigenen Aktivitäten hatte die JLU für das Liebig-Jahr 2003 Kontakt zu zahlreichen Institutionen und Verbänden aufgenommen (Bayerische Akademie der Wissenschaften, Gesellschaft Deutscher Chemiker, Hessischer Rundfunk, die Liebig-Städte Gießen, München und Darmstadt, usw.).

Mit der Stadt Gießen, deren Ehrenbürger Justus Liebig ist, vereinbarte die JLU zu Beginn des Jahres 2002 eine Kooperation, bei der sich beide u. a. auf eine gemeinsame Einwerbung von Sponsoringmitteln verständigten. Im Rahmen der städtischen Aktivitäten wurde ein Wissenschaftsfest(ival) veranstaltet, für dessen Planung ein Projektlenkungsteam eingerichtet wurde, dem neben Vertretern von Universität und Stadt, Vertreter des Handels, der Medien, der Banken und der Kultur Gießens sowie zwei in Stadtrauminszenierungen erfahrene Künstler angehörten.

Liebig sollte als moderner Wissenschaftler präsentiert werden, der Grundlagenforschung und anwendungsbezogene Forschung zueinander ins Verhältnis zu setzen wusste. Auch Liebig's Leistungen als Wissenschaftsorganisator – er revolutionierte die wissenschaftliche Ausbildung durch seine Experimentalvorlesungen und technischen Errungenschaften bei der chemischen Analyse – sowie sein Wirken als Hochschulpolitiker standen im Blickpunkt.

Die für verschiedene Zielgruppen geplanten fach- und populärwissenschaftlichen Veranstaltungen brachten Themen der von Liebig betriebenen wissenschaftlichen Disziplinen und ihrer jeweiligen Umfeldler einer breiten Öffentlichkeit näher. Über das ganze Liebig-Jahr 2003 hinweg gab es Veranstaltungen, die einen Bogen von März/April bis zum September spannten. Von der Justus-Liebig-Universität wurden u. a. folgende Veranstaltungen angeboten:

- Zwei wöchentliche Vortragsreihen: „Liebig's Erben – Von den Entdeckungen damals zu Hightech heute“ und die Vortragsreihe des Präsidenten zum Liebig-Jahr „Justus Liebig: Herrscher seiner Wissenschaft“ im Sommersemester, dem Liebig-Semester
- Zwischen Mai und September 2003 drei Ausstellungen: „Justus Liebig – seine Zeit und unsere Zeit“, „Justus Liebig – der streitbare Gelehrte“ sowie „Justus Liebig und die Chemischen Briefe“. Berater der JLU war Dr. h.c. Jost Lemmerich (Berlin), der dafür im September 2003 die Liebig-Medaille erhielt. Diese Ausstellungen wurden von der Gießener Hochschulgesellschaft großzügig unterstützt.
- Mehrere wissenschaftliche Symposien in den Disziplinen Analytik, Ernährungswissenschaft und Agrarwissenschaft zwischen März und September

Viele Veranstaltungen bildeten Höhepunkte im Liebig-Jahr, welches auch einen Schwerpunkt im „Jahr der Chemie“ darstellte, die der Liebig-Woche seien hier noch einmal herausgestellt: Die bundesweite mediale Aufmerksamkeit war Gießen in der Liebig-Woche sicher, als der Parlamentarische Staatssekretär des Bundesfinanzministeriums, Karl Diller, an Liebig's Geburtstag, dem 12. Mai, die Briefmarke sowie die Sondermünze an Präsident Prof. Hornmuth übergab. Doch bereits drei Tage zuvor, am 9. Mai, gab es einen Festakt, als nämlich in der Alten Universitätsbibliothek die drei Ausstellungen der Justus-Liebig-Universität vom Festred-



Abb. 2: Die Briefmarke zum 200. Geburtstag Justus Liebig's. Entwurf: Gerhard Lienemeyer, Offenbach. Erstausgabebetrag: 8. Mai 2003



Abb. 3: Karl Diller, Parlamentarischer Staatssekretär beim Bundesministerium der Finanzen, übergibt das Sonderpostwertzeichen an Universitätspräsident Prof. Dr. Stefan Hormuth (von links). (Quelle: Möller)

ner Prof. Dr. Benno Parthier (Akademie der Naturforscher Leopoldina) eröffnet wurden. Sein Pendant am Geburtstagsfestakt war Prof. Christoph Meinel (Wissenschaftsgeschichte, Universität Regensburg), der über „Netzwerke des Wissens: Justus Liebig und die Chemie des 19. Jahrhunderts“ sprach. Weitere Redner waren der Schirmherr, Staatsminister Udo Corts (Hessisches Ministerium für Wissenschaft und Kunst), Staatsminister Wilhelm Dietzel (Hessisches Ministerium für Umwelt, Landwirtschaft und Forsten) sowie Bürgermeister Heinz-Peter Haumann für die Stadt Gießen, Prof. Dr. Wolfgang Laqua für die Justus-Liebig-Gesellschaft zu Gießen e.V. und Uta C. Frucht als Vertreterin der Liebig-Familie.

Im Anschluss des Festaktes wurde das von Prof. Bernhard Spengler organisierte internationale Symposium „Bioanalytische Quantensprünge“ in Rauschholzhäusern eröffnet, auf dem bis zum 14. Mai u. a. der Nobelpreisträger Prof. John Fenn eindrucksvoll schilderte, wie die Auswirkungen analytischer Errungenschaften

im Bereich der Lebenswissenschaften zu großen Fortschritten geführt haben.

Auch die lokalen Kooperationspartner feierten: so wurde die Liebig-Woche am 15. Mai mit dem städtischen Festakt und am 16. Mai mit dem „Feiertag“ der Liebig-Gesellschaft fortgesetzt. Die Stadt überreichte das erste Mal die „Gießener Liebig-Stipendien“ an zwei Studierende der Justus-Liebig-Universität, das Liebig-Museum wurde mit der Plakette „Historische Stätte der Chemie“ von der Gesellschaft Deutscher Chemiker geadelt.

Für die Bevölkerung Gießens und der gesamten Region war der Höhepunkt der Liebig-Woche sicherlich das oben bereits erwähnte, von der Stadt Gießen veranstaltete Wissenschaftsfest(ival): Vom 16. bis 18. Mai wurde unter dem Motto „Eine Stadt als Labor – Gießen reagiert“ Wissenschaft und Alltag vernetzt: Sonst verschlossene Forschungs- und Lehrräume standen offen, aber die Wissenschaftler kamen auch zu den Menschen: auf dem Seltersweg wurde experimentiert, auf dem Kirchenplatz



Abb. 4: Der Markt der Wissenschaften auf dem Wissenschaftsfest(ival). (Quelle: Stadtrauminszenierung)

wurde ein „Audimax“ eingerichtet, Gießen war ganz dem „Prinzip Liebig“ auf der Spur; Wissenschaftsvermittlung und angewandte Wissenschaft waren keine Fremdworte mehr. Sortiert nach den Rubriken „Handel u. Dienstleistung“, „Kunst u. Kultur“, „Technik u. Entwicklung“, „Mensch u. Gesundheit“, „Geist u. Bildung“ sowie „Natur u. Umwelt“ ließen sich im Programmheft 110 Veranstaltungen abdrucken.

Obwohl es insgesamt sicherlich schwer ist, die Zahl der Veranstaltungen im Liebig-Jahr zu benennen, „200 für 200 Jahre Liebig“ als Faustregel kommt der Sache jedoch schon sehr nahe. Als Bilanz ist auf jeden Fall festzuhalten, dass – auch dank der Medienpartner – nun die Errungenschaften des Namensgebers der Gießener

Universität besser bekannt wurden, aber auch einige Legenden, die er teils selbst gebildet hatte, zu Fall gebracht werden konnten. So war das Liebig-Jahr ein regionales Wissenschaftsjahr, mit dem die beteiligten Institutionen viele Erfahrungen sammeln konnten, das sich aber gerade aufgrund der erfolgreichen Zusammenarbeit gelohnt hat.

Die Justus-Liebig-Universität dankt der Gießener Hochschulgesellschaft, mit deren Unterstützung die Projekte „Liebig-Druckgrafik-Mappe“, „Geschichtsheft für Kinder“ sowie die Ausstellung „Justus Liebig: Seine Zeit und unsere Zeit“ durchgeführt werden konnten. Auf die Unterstützung wurde im Rahmen der laufenden Veranstaltungen und Projekte hingewiesen.

Die Kammerkonzerte in der Aula der Universität

Im Wintersemester 2003/04 fand die nunmehr fünfte Saison der **Kammerkonzertreihe** in der Aula der Universität statt.

Seit Herbst 1999 werden – durch die freundliche und unbürokratische Unterstützung der Gießener Hochschulgesellschaft – alljährlich im Wintersemester drei Konzerte in der Universitätsaula ermöglicht.

Im Mittelpunkt der Programme steht der große **Steinway-Konzertflügel** in der Universitätsaula, der 1991 vom damaligen Präsidenten der JLU, Prof. Dr. Heinz Bauer, mit Mitteln der Gießener Hochschulgesellschaft angeschafft wurde, um für die Konzerte der JLU qualitativ bestmögliche Bedingungen zu schaffen, und der damit die Aula der Universität von der instrumentellen Ausstattung und dem Ambiente her zum besten Kammermusiksaal in Gießen machte. Um diese Nutzung weiterzuführen, wurde im WS 1999/2000 nunmehr die Kammerkonzertreihe im Auftrag des neuen Präsidenten, Prof. Dr. Stefan Hornmuth, ins Leben gerufen, die sich inzwischen in Gießen als eigene „Institution“ auch in der Öffentlichkeit einen guten Namen machen konnte. Die Konzertreihe enthält in der Regel:

- einen **Liederabend**, der in den letzten Jahren zusammen mit den Kantoreien der Johanneskirche und der Petruskirche unter dem Motto: „Oratoriensänger als Liedinterpret“ veranstaltet wird
- einen **besonderen Abend**, z. B. mit Neuer Musik, Kabarett, Improvisation etc.
- einen **Klavierkammermusikabend** mit thematischen Programmen und musikalischen Raritäten in Besetzungen von Duo bis Sextett

Außerdem werden im Zusammenhang mit der Konzertreihe **Tonaufnahmen auf dem Konzertflügel in der Aula** zu Dokumentationszwecken gemacht.

Diese Konzerte werden von derzeitigen und ehemaligen Dozentinnen und Dozenten des

Musikinstituts der Universität gestaltet, die professionell bundesweit und international konzertieren. Dadurch, dass am Musikinstitut der JLU – für ein universitäres musikpädagogisches Institut – eine ungewöhnlich große Zahl an renommierten konzertierenden Künstlern lehrt, sowie durch den glücklichen Umstand, dass einige Künstler der Universität Verwandte und Konzertpartner haben, die ebenfalls international anerkannte Musikerinnen und Musiker sind und die den hiesigen Musikern ihre Unterstützung zu außergewöhnlichen Bedingungen zusagten, konnten bisher – mit vergleichsweise bescheidenem finanziellem Aufwand – Programme von außerordentlich hoher Qualität und Vielfalt in der Universitätsaula geboten werden.

Ein kleiner Rückblick auf die vergangenen Konzerte, so wie er anlässlich des **Wissenschaftsfestivals** im Liebigsemester am **18. 5. 2003** als **Ausstellung mit Klangbeispielen** gegeben wurde, soll das erläutern.

Bisher waren in den **Liederabenden** zu hören – der Bassbariton **Thomas Wiegand**, der im Raum Kassel lebt und u. a. seit 1988 Lehrbeauftragter am hiesigen Musikinstitut ist, mit **Uta-Sophie Adorf** am Flügel, sowie – der Tenor **Berthold Schmid**, damals Professor in Dortmund, der inzwischen zum C4-Professor für Gesang an die Musikhochschule Leipzig berufen wurde, mit seiner Schwester **Angelika Schmid-Haase** am Flügel, die seit 1995 als Wiss. Mitarbeiterin am Musikinstitut tätig ist.

Auf dem Programm standen bisher **alle Schubert-Liederzyklen**:

- 1999 Schwanengesang (in einer neuen Gliederung in zwei Teilzyklen) (Wiegand/Adorf)
- 2001 Winterreise (Wiegand/Adorf)
- 2002 Die Schöne Müllerin (Schmid/Schmid-Haase)

Hinzu kam, im „Goethe-Jahr“ 1999 eine Auswahl von Schuberts Goethevertonungen, In 2001 wurde mit der Aufnahme von Schuberts „Winterreise“ durch Thomas Wiegand und Uta-Sophie Adorf **die erste CD veröffentlicht**, die in der Aula **mit dem Steinway-Konzertflügel** aufgenommen wurde. Diese Aufnahme ist allerdings inzwischen bereits vergriffen. Wegen entsprechender Nachfrage ist eine Neuauflage geplant, sobald die Finanzierung gesichert ist, ebenso die Herausgabe vieler anderer Aufnahmen, die als Dokumentationen der Programme und Interpretationen der Kammerkonzerte seit den 1990er Jahren in der Aula gemacht wurden. Außerdem wurde – in kleiner Auflage – eine CD vom Liederabend Schmid/Schmid-Haase mit Schuberts „Die Schöne Müllerin“ produziert.

Die Reihe der **Besonderen Konzerte** wurde hauptsächlich von den am Musikinstitut tätigen Pianisten **Peter Geisselbrecht** und **Martin Gärtner** gestaltet. So konnte man am Volkstrauertag 2000 von Peter Geisselbrecht einen Querschnitt durch die Klaviermusik des 20. Jhs. in der Aula hören, die zwischen 1910 und 1990 komponiert wurde und z.T. Bezug nahm auf die großen Katastrophen des Holocaust und des 2. Weltkriegs.

2001 hörte man Peter Geisselbrecht dann in einem Duoabend zwischen Komposition und Improvisation. Seine Partnerin war die Flötistin **Sabine Dreier**, langjährige Lehrbeauftragte am Musikinstitut, die neben ihrer regen Konzerttätigkeit auch schon eine große Diskografie vorweisen kann mit Aufnahmen von Querflötenmusik und von Musik mit der historischen Traversflöte. Sie stellte in den Kompositionen und (Duo-)Improvisationen auch die selten zu hörenden Alt- und Bassquerflöten im Konzert vor.

2002 wurde ein Kabarettprogramm am Flügel von Martin Gärtner präsentiert, dem vielbeschäftigten Künstler, der dem Gießener Publikum aus zahlreichen Produktionen im Stadttheater als Pianist und Moderator sowie als Chorleiter bekannt ist und auch schon im Fernsehen u. a. als Klavierbegleiter von Katja Ebstein zu sehen war.

In der Reihe der **Klavierkammermusikabende** waren zu hören:

Im Jahr 2000 das **Duo Amabile** mit der Flötistin Susanne Günther, die 1995–97 am Musikinstitut lehrte, und Uta-Sophie Adorf am Flügel. Das Duo, das u. a. 1996 in Japan konzertierte, spielte selten zu hörende Werke von J. S. Bach und französischen Komponisten, Eigenbearbeitungen (von einer Mozart-Violinsonate) sowie Schuberts Variationen-Fantasie über das Lied „Trockne Blumen“ aus „Die Schöne Müllerin“, womit auch ein Bezug der Kammerkonzertprogramme untereinander hergestellt werden sollte.

2001 spielte der Pianist **Kenji Kato**, der 1982–1984 einen Lehrauftrag am Musikinstitut innehatte, einen **Sonatenabend** mit seiner Konzertpartnerin, der Geigerin **Tomoko Yamato**, die stellv. Konzertmeisterin des Radiosinfonieorchesters Frankfurt ist. Die Presse lobte die in einem sehr beeindruckenden Abend mit „Spannung und Hingabe“ interpretierten Sonaten von Beethoven, Prokofjef und Franck.

Das **Klavierduo Angelika-Schmid-Haase – Bettina Thimm** aus Hannover brachte 1999 Raritäten französischer Klaviermusik zu vier Händen zu Gehör, eine Kunstform, die – wegen der viestimmigen, dichten Satzstruktur – nur auf excellenten Instrumenten geboten werden kann. Auch in diesem Programm dürften – wie sonst meist bei Abenden mit neuer Musik – einige Gießener Erstaufführungen erklingen sein.

In den Jahren 2000 und 2003 waren **zwei** verschiedene **Trios der Geschwister Adorf** zu Gast: Zu **Uta-Sophie Adorf** am Flügel kamen einmal der Klarinetist **Diethelm Adorf** (Solklarinetist des Orchesters der Beethovenhalle Bonn) und die Cellistin **Anette Adorf-Brenner** (stellv. Solocellistin im Sinfonieorchester des SWR Baden-Baden und Freiburg) hinzu und zum anderen die Geigerin **Margarete Adorf** (stellv. Konzertmeisterin im Radiosinfonieorchester Saarbrücken) und wiederum die Cellistin Anette Adorf-Brenner.

Selten zu hörenden Werken – wie einer Klarinettensonate von Hoffmeister und dem großartigen Duo für Violine und Violoncello von Kodály – standen berühmte Trios von Beethoven, Schumann und Brahms gegenüber.



Abb. 1: Liedduo Wiegand-Adorf in der Aula der Universität

Das **Ensemble Conservatoire Frankfurt**, das sich der Klavierkammermusik mit Bläsern widmet und aus Dozenten von Dr. Hoch's Konservatorium in Frankfurt besteht, konnte durch Vermittlung des Pianisten Kenji Kato engagiert werden. Dieses hochkarätige Ensemble, bestehend aus Kenji Kato (Klavier), Dorothea Warns (Flöte), Nora Spitz (Oboe), Sven van der Kuip (Klarinette), (RSO Frankfurt), Soichiro Ohno (Horn), (RSO Frankfurt) und Karl Ventulett (Fagott), (Oper Frankfurt), präsentierte mit den Quintetten von Mozart und Beethoven sowie dem Poulenc-Sextett den begeisterten Zuhörern in der Aula „Perlen“ der Kammermusik. Auch von diesem Programm liegen Mitschnitte vor, die allerdings noch auf ihre Veröffentlichung warten.

Die Konzertsaison im WS 2003/2004 begann mit dem Besonderen Konzert:

„Flöten-, Pfeifen- und Glockenklänge“ standen in einem abwechslungsreichen, oftmals

überraschenden Abend am 26. Oktober 2003 mit dem Blockflötentrio **Les Trois en Bloc** und dem Pianisten **Peter Geisselbrecht** auf dem Programm.

Dem international preisgekrönten Blockflötentrio – mit der Lehrbeauftragten des Musikinstituts Barbara Engelmann und ihren Berliner Kolleginnen Susanne Köszeghy und Anja Wetzki – das u. a. auf der EXPO 2000 in Hannover ein Werk von Penderecki uraufführte – wurden bereits viele zeitgenössische Kompositionen gewidmet.

Bei der Wiedergabe von Titeln wie „Im Rausch(en) der Sinne“ und „au coeur du silence“, vorgetragen auf verschiedenen Instrumenten der Familie vom Sopranino bis zur Bassblockflöte, die von ekstatischen Pfeiftönen und Atemgeräuschen bis zu dunkelsten Flöten- und Schiffssirenenklängen reichten, waren die Flötistinnen in ihrem Element.

Peter Geisselbrecht, der seit 1985 am Musikinstitut tätige Pianist und Improvisator, widmete



Abb. 2: Instrumentenstillleben in Gießens bestem Kammermusiksaal

sich in seinen Stücken dem Thema Glockenklänge, die er – wie in der Konzertreihe üblich – mit reichhaltigen Kommentaren auf dem Programm versehen – unter Ausnutzung aller klanglicher Möglichkeiten, die der Konzertflügel in der Aula bietet, farbenreich präsentierte. Die Presse berichtete: *„Den Abschluss bildete sozusagen eine improvisierte „Coproduktion“ aller Musiker nach Dieter Schnebel (Kontrapunkt)“* und bescheinigt ihnen, dass sie *„mit Spaß bei der Sache waren“* als sie z. B. durch die ganze Aula wandernd das Publikum mit Klang umhüllten.

Im zweiten Konzert am 23. 11. 2003 standen im **Liederabend zum Totensonntag**, gestaltet von **Thomas Wiegand** und **Uta-Sophie Adorf** (Abb. 1) vor allem oratorienhafte, dramatische und lyrische musikalische Bearbeitungen des Themas „Tod“ auf dem Programm. Begonnen wurde am christlichen „Ewigkeitssonntag“ mit **Brahms’ „Vier Ernsten Gesängen“** bei dessen Komposition er sich „quasi als

eigenes Requiem“ Bibeltex te selbst zusammenstellte, an dessen Ende die hoffnungsvollen Worte der christlichen Verkündigung stehen. Über den Vortrag schreibt Michael Treutwein:

„Thomas Wiegand, [...] dessen zahlreiche Auftritte als Oratoriensänger von Bach bis Mendelssohn sich stark eingepägt haben, scheint an stimmlicher Wucht und sonorer Tiefe immer noch dazuzugewinnen. So fiel seine Wiedergabe von [...] Brahms überaus würdevoll aus und war geprägt von markanter Eindringlichkeit.“

Und in dem zentralen Werk des Abends, **Musorgskys „Liedern und Tänzen des Todes“**, bescheinigt er dem Sänger, dass *„er mit stilytischer schwarzer Stimmfärbung und höchstem Textverständnis aufwartete“* und das Werk sich *„in der bezwingenden, das Deklamatorische und Furcht erregende betonenden Wiedergabe des Sängers auch gestalterisch als eindringlicher Höhepunkt“* erwies. Über den Klavierpart schreibt er: *„Uta-Sophie Adorf meisterte die [...], höchst anspruchsvollen Passagen [...] mit der bei ihr gewohnten, gleichwohl immer wie-*

der bewundernswerten Geläufigkeit und Sicherheit, dem Sänger stehe mit dieser Pianistin eine“ in jeder Hinsicht ideal reagierende, [...] und inhaltlich jede Nuance im gleichen Geist auskostende Klavierbegleiterin zur Verfügung“.

Nach der Pause wurde die Reihe der **Schubert-Lieder** fortgesetzt mit „**Gesängen des Harfners**“ und einer Auswahl von „**Liedern der Nacht und des Traumes**“. Am Ende des Programms stand der beruhigende Gesang „Die Sterne“ und dem dankbar applaudierenden Publikum kam man noch mit den Zugaben „An den Mond“ und „Im Abendrot“ entgegen.

Das letzte Konzert am 18. Januar 2004 stellte in einem **Sonatenabend** zwei Streichinstrumente dem Flügel zur Seite: den – als Soloinstrument selten zu hörenden – **Kontrabass** mit intimer Kammermusik und das **Violoncello** in – weniger gespielten – romantisch-schwärmerischen Kompositionen (Abb. 2). Mit **Norbert Brenner**, Solobassist des Sinfonieorchesters des SWR Baden-Baden und Freiburg wurde dabei ein versierter Kontrabassist gewonnen, der Arrangements von **J. S. Bachs 2. „Gambensonate“** und **Schuberts „Arpeggionesonate“** mit blitzsauberer Intonation und bestechender Virtuosität meisterte. In dem sehr ausdrucksvoll „gesungenen“ lyrischen Mittelsatz der Schubert-Sonate zeigte sich der erfahrene Kammermusiker, der mit seiner Ehefrau Anette das „Charis Ensemble“ gründete und damit schon zahlreiche CDs einspielte.

Anette Adorf-Brenner, die in Gießen u. a. auch schon als Solistin in Konzerten von Haydn, Beethoven, Saint-Saëns und Brahms zu hören war, verfügt über genügend solistische Fähigkei-

ten, um dem – mit virtuosen Läufen gespickten – Klaviersatz der **Mendelssohn-Sonate** und dem orchestralen Satz der Sonate von **R. Strauss** einen adäquaten Celloton entgegenzusetzen. Sie konzertiert seit 30 Jahren mit **Uta-Sophie Adorf** im Duo, woraus ein Zusammenspiel resultiert, das in der Kritik immer wieder gelobt wurde. Das begeisterte Publikum erhielt als Zugabe eine Bearbeitung der Künstler des „Schwans“ aus dem „Carneval der Tiere“ von Saint-Saëns für Cello, Kontrabass und Klavier.

Für das nächste Jahr sind folgende Konzerte vorgesehen:

- 24. Oktober 2004: ein Liederabend mit Anselm Richter und Angelika Schmid-Haase
 - 14. November 2004: ein Musik-Kabarett-abend mit Martin Gärtner
 - 16. Januar 2005: ein Kammermusikabend
- Außerdem sind Aufnahmen u. a. von Musorgskys „Liedern und Tänzen des Todes“ in der Aula geplant.

Informationen zu den Konzerten und CDs kann man über die website der Kammerkonzertreihe einholen, die ebenfalls mit freundlicher Unterstützung der Gießener Hochschulgesellschaft im vergangenen Semester eingerichtet wurde und derzeit unter der Adresse:

www.ghg.-ev.de/index_events.html erreichbar ist.

Es bleibt abschließend nur zu hoffen, dass auch in Zukunft noch viele dieser Kammermusikprojekte für die Universität und die Öffentlichkeit mit dem Konzertflügel in der Aula verwirklicht werden können!

Finanzgruppe

www.sparkasse-giessen.de

**DAS IDEALE OUTFIT FÜR
EINEN BANKBESUCH.
AUF WWW.SPARKASSE-GIESSEN.DE**



Sparkasse Gießen

Unser Onlinebanking ist nicht nur bequem und einfach, es ist auch rund um die Uhr für Sie da. Und es ist noch ein bisschen näher als die nächste Geschäftsstelle. Informieren Sie sich dort – oder gleich online. Wenn's um Geld geht – Sparkasse

Von Gießen in die ganze Welt

Das Fach Deutsch als Fremdsprache in Lehre und Forschung

Fünf verschiedene Studiengänge werden in Gießen vom Fach Deutsch als Fremdsprache (DaF) bedient. In einem Nebenfach erarbeiten sich Magisterstudierende der Germanistik und Diplomstudierende der neueren Fremdsprachen eine praxisbezogene Teilqualifikation. In einem Aufbaustudiengang können sich Studierende, die schon ein Germanistik-Studium abgeschlossen haben, in vier Semestern im Bereich Deutsch als Fremdsprache weiterbilden; dies ist eine Option, die zunehmend von ausländischen Studierenden wahrgenommen wird, die von ihrer Heimatuniversität nach Gießen kommen, hier eine dort so nicht angebotene didaktische Zusatzqualifikation erwerben und danach an die Schulen und Hochschulen ihrer Länder zurückgehen. Auch Lehrer für das Lehramt an Gymnasien können inzwischen Deutsch als Fremdsprache als Erweiterungsfach studieren.

Fremdsprachen lernen mit digitalen Medien

Seit diesem Wintersemester 2003/04 wird darüber hinaus ein akkreditierter Master-Studiengang für einen speziellen Teilbereich des Fremdsprachenlernens in Gießen angeboten, der von den Fremdsprachendidaktiken in Zusammenarbeit mit der Computerlinguistik entwickelt worden ist: Im Studiengang *Sprachtechnologie und Fremdsprachendidaktik* werden zukünftige Entwickler und Evaluatoren von Lernsoftware, Lernberater in Sprachlernzentren usw. ausgebildet. Die kritische Auseinandersetzung mit der Rolle, die die digitalen Medien für das Fremdsprachen lernen spielen, bildet einen Schwerpunkt der Gießener Ausbildung; sie trägt zur Profilbildung des Gießener Angebots innerhalb der Studiengänge im deutschsprachigen Bereich bei. Wie vielfältig sich die Auseinandersetzung mit den digitalen Medien im Bereich

Deutsch als Fremdsprache in Lehre und Forschung darstellt, soll im Folgenden an drei Beispielen gezeigt werden.

Das Gießener elektronische Praktikum stellt in der Ausbildung aller DaF-Studierenden einen Versuch dar, die zukünftigen Deutschlehrer früh für die unterschiedlichen Lernprozesse von Individuen zu sensibilisieren und dies mit der Entwicklung der Medienkompetenz der Lehrer zu verbinden.

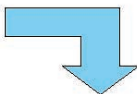
Die Sektion *Fremdsprachen lehren und lernen mit digitalen Medien* des Gießener Graduiertenzentrums Kulturwissenschaften bildet einen Schwerpunkt der Doktorandenförderung im Bereich Deutsch als Fremdsprache.

Das Projekt *Deutsch lernen mit jetzt.de*, das an der Justus-Liebig-Universität in Kooperation mit dem Goethe-Institut in München auf der Basis von Materialien des Online-Jugendmagazins *jetzt.de* der Süddeutschen Zeitung entwickelt wird, zeigt die Verbindung von Materialentwicklung und Forschung im Bereich des Lernens mit digitalen Medien und bietet gleichzeitig ein Feld, in dem fortgeschrittene Studierende in das forschende Lernen hineinwachsen können.

Das Gießener elektronische Praktikum

Mit dem Gießener elektronischen Praktikum (GEP) wird ein Modell erprobt, in dem die zukünftigen Deutschlehrenden bereits in ihrer Ausbildung intensiv mit individuellen Lernprozessen und ihrer eigenen Tätigkeit als Lehrende/r, Lernberater/in, Tutor/in o. ä. konfrontiert werden. Die Studierenden betreuen darin unter Verwendung der Kommunikationsmöglichkeiten des Internet Deutschlernende an einem entfernten Ort; in den beiden ersten Erprobungsphasen waren dies Studierende aus Hongkong, seit dem letzten Jahr sind es Deutsch-Studieren-

DaF-Studierende der
JLU Gießen



betreuen
elektronisch



Deutsch-Studierende an der University of Milwaukee, Wisconsin

Abb. 1: Das Gießener Elektronische Tutorium im Wintersemester 2002/2003. – Die Konzeption des GEP sieht vor, dass der Sprachlernprozess der Deutsch-Studierenden, der so genannten Tutees, durch die Einzelbetreuung und durch den direkten Kontakt mit Muttersprachlern bzw. kompetenten Sprechern des Deutschen unterstützt wird. Auf der Seite der Tutees ist das Tutorium an deren Sprachkurs angebunden: Die Studierenden bekommen 5% ihres gesamten Credits für das regelmäßige wöchentliche Schreiben einer E-Mail an ihren Gießener Tutor, wobei sie am Ende des Kurses eine bestimmte Anzahl von E-Mails vorweisen müssen. Diese Anbindung der Tutorien auf Tutee-Seite an den Sprachkurs erfolgt, um die extrinsische Motivation der Tutees zu fördern. Inhaltliche Vorgaben gibt es dagegen keine, so dass Tutees und Tutorinnen die Lehr-/Lerninhalte des Tutoriums gemäß ihren Interessen verhandeln können.

Hallo A.,

Ja ich wei wo Giessen liegt. Letztes Sommer war ich in Marburg. Ich fand es sehr schön Also,du kommst aus Polan?Wie viele Jahren hast du Germanistik studiert?Welche stadt kommst du aus Polan?

Ich brauche im Allgemein Deutsch Helfen.Meisten glaube ich mit Wort Ordnung und Wort Kasus.Wenn ich darf, habe ich ein Frage.Welche bist du ins Foto auf die Netzte?Unsere Klasse haben ein Foto auch gemacht.Siest du sie noch? Was denkst du über Giessen?Magst du gro e oder kleine stadt?Und was machst du gern?ha,habe ich noch f für dich genug Fragen?Ich bin aufgerekt mit dir schreiben.Vielleicht soll ich mehr über Deutsch fragen?Sowieso,wir schreiben mehr sp,,ter. (T-A, 20.10.02)

Abb. 2: E-Mail eines Tutees



Abb. 3: Aufnahmen für audiovisuelles Material der Lernumgebung *deutsch lernen mit jetzt.de*

de an der Gießener Partneruniversität University of Wisconsin-Milwaukee.

Um den institutionellen Druck auf die Tutees möglichst gering zu halten, nimmt die amerikanische Kursleiterin während des laufenden Semesters keinen Einblick in die ausgetauschten E-Mails. Sie wird nur durch eine ständig aktualisierte Mailfrequenzliste von der deutschen Seminarleiterin darüber informiert, ob ihre Studierenden überhaupt am Austausch teilnehmen.

Auf der Seite der Gießener Studierenden ist die institutionelle Einbindung erheblich größer, sind die Anforderungen höher: Auch sie müssen eine E-Mail pro Woche schreiben. Sie müssen aber darüber hinaus noch ein Austauschtagebuch führen, an einem Begleitseminar teilnehmen und einen abschließenden Praktikumsbericht schreiben.

Die Lernziele für die Gießener Studierenden sind vielfältig: Als Tutoren sollen sie erste Er-

fahrungen im elektronischen Unterrichten sammeln und damit ihre Medienkompetenz (Anwendung der vielfältigen Möglichkeiten der digitalen Medien, Erfahrung und Reflexion der sich ergebenden Probleme) erweitern. Sie können sich auf den Lernprozess eines einzelnen Lernenden und ihre Einwirkungsmöglichkeiten auf diesen konzentrieren. Gerade die Eins-zu-Eins-Situation erlaubt es den angehenden Lehrenden, das Nähe-Distanz-Problem in der Lehr-Lernbeziehung besonders intensiv zu erfahren – wobei dieses Problem durch die elektronisch vermittelte Kommunikationssituation verschärft wird.

Die explizite Einbeziehung des Themas Emotionen sowie ein durchgehendes Gespräch über das Rollenverständnis der Tutoren im Tutorium, das irgendwo zwischen Brieffreund und Lehrender angesiedelt ist, sind deshalb ein zentraler Bestandteil des Begleitseminars. Insgesamt wird im Begleitseminar der Prozess der Ge-

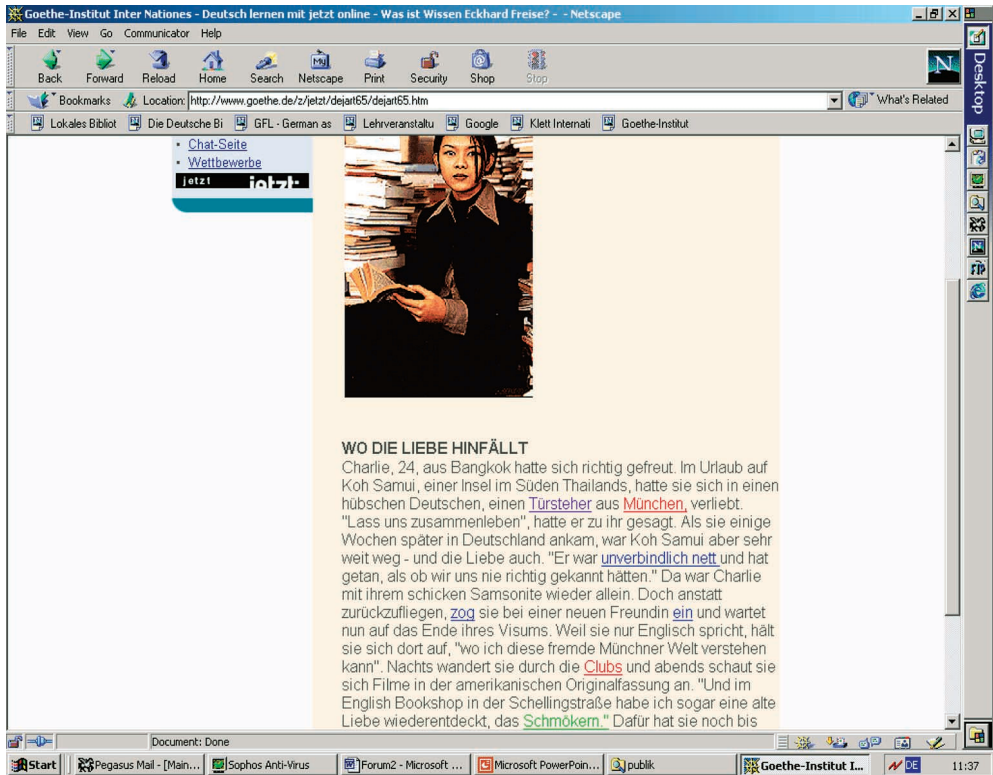


Abb. 4: Didaktische Links mit unterschiedlicher Reichweite

genüberstellung von (gelernter) Theorie und (erfahrener) Praxis eingeleitet, indem unterschiedliche Schwerpunktthemen (wie z. B. interkulturelles Lernen, Lernberatung, Lernstrategien und -stile, Korrekturen, Sprachstandsanalyse, medien-spezifische Aufgaben und Übungen etc.) theoretisch erarbeitet bzw. vertieft und dann in direkten Bezug zu den Praxisergebnissen, nämlich den schriftlich vorliegenden E-Mails, gesetzt werden.

Das GEP wird begleitend erforscht. In den ersten beiden Durchgängen stand die Analyse des E-Mail-Austausches zwischen Tutorin und Tutee im Vordergrund; die Vorgaben waren extrem offen. Freigeschaltet wurden nur die Kommunikationskanäle, eine Anbindung an das Hongkonger Sprachlern-Curriculum wurde nicht vorgegeben, aber auch nicht ausgeschlossen; die Beteiligten wurden aufgefordert, aus dem Freiraum Austausch das für sie jeweils

Beste zu machen, die Hongkonger Lernenden im Hinblick auf ihre sprachlichen und landeskundlichen Lernziele, die Gießener Studierenden im Hinblick auf ihre zukünftigen Rollen als Lernberater, Tutor, Lehrer. Ausgewertet wurden die beiden ersten Durchgänge im Rahmen des Gießener Graduiertenkollegs Didaktik des Fremdverstehens von Claudia Tammé, die inzwischen die JLU verlassen und eine Hochschullehrerstelle in Hongkong angetreten hat. In der Begleitforschung zum dritten Durchgang, die durch Fördergelder des Förderfonds der JLU Gießen ermöglicht wurde, liegt das Augenmerk stärker auf der Analyse der Interaktion von individueller Erfahrung (der Tutoren) und Seminarpraxis sowie der Gestaltung des Begleitseminars im Spannungsfeld vorgegebener Themen und von Tutorensseite eingeführter Reflexionsgegenstände. Auf der Grundlage der Ergebnisse soll die Integration des elektroni-

schen Tutoriums in die Lehreraus- und -fortbildung optimiert werden.

Doktorandenförderung im Rahmen des Gießener Graduiertenzentrums Kulturwissenschaften

Als Teil des Gießener Graduiertenzentrums Kulturwissenschaften beschäftigen sich die Forscherinnen und Forscher der Sektion *Fremdsprachen lehren und lernen mit digitalen Medien* mit einer Reihe von Fragen z. B. zum Verhältnis von Individualisierung und Lernen in der Gruppe beim Einsatz von digitalen Medien, zur Veränderung des Klassenzimmers, zur Neubestimmung der Rolle der Lehrenden und Lernenden, zum betreuten und unbetreuten Selbstlernen und zu allen Formen des E-Learning.

Diese Sektion des Graduiertenzentrums, die sich aus einem gemeinsamen Doktorandenkolloquium der Professoren Legutke und Rösler des Fachbereichs 05 entwickelt hat, trifft sich 14-tägig und setzt sich intensiv mit eigenen Forschungsgegenständen in Bezug auf Inhalte und Methoden, mit aktuellen Texten und digitalen Produkten in- und ausländischer Kollegen und mit neu entstehenden multimedialen Lernumgebungen auseinander.

Ein Ergebnis dieser kontinuierlichen Arbeit war die Produktion eines Sammelbandes mit Forschungsergebnissen der Sektionsmitglieder, dessen Publikation durch die großzügige Unterstützung der Gießener Hochschulgesellschaft möglich geworden ist. Die Beiträge dokumentieren die Vielfalt der Forschungsansätze innerhalb der Gießener Forschung zum Lernen mit den digitalen Medien. Nicola Würffel liefert in einer Fallstudie Einsichten in die Lernprozesse von sprachlichen Anfängern, die mit Selbstlernmaterial arbeiten. Beobachtet wurden Lernende, die mit digitalem Lernmaterial zum Erwerb einer elementaren Lesefertigkeit im Deutschen arbeiten; ein Bereich, der für die Diskussion um die Verbreitung des Deutschen als Fremdsprache in der Welt für akademische Deutschlernende von besonderer Bedeutung ist. Zwei Beiträge von Katja Nandorf und Katja Nandorf und Torben Schmidt diskutieren Kriterien für die Einschätzung der Qualität von mul-

timedialer Lernsoftware, analysieren Lernsoftware und beschreiben, wie es möglich sein könnte, digitales Selbstlernmaterial in den Gruppenunterricht zu integrieren.

Claudia Tamme thematisiert das Verhältnis von Selbstlernen und Lernen im Klassenzimmer am Beispiel von Deutschlernenden in Hongkong, wobei verschiedene digitale Hilfsmittel, ein Korrekturprogramm, ein Autorenprogramm für die Erstellung von Materialien und ein Kommunikationsprogramm (ICQ) im Hinblick auf ihren Einsatz im Kontaktunterricht und für das Selbstlernen analysiert werden. Eva Platten analysiert die Kommunikation von Deutschlernenden in einem didaktischen Chat unter linguistischen und didaktischen Gesichtspunkten und fragt, ob und wie diese Kommunikationsweise, die eine konzeptionelle Mündlichkeit und eine schriftliche Materialität in sich vereint, mit ihren Anforderungen an eine synchrone Kommunikationsfähigkeit im Fremdsprachenunterricht sinnvoll eingesetzt werden kann.

Andere Beiträge versuchen sich an einer Typologie von Lehrmaterial im Internet oder beschäftigen sich mit der Rolle der digitalen Medien in der fremdsprachlichen Lehrerbildung, wobei z. B. Susanne Schneider versucht, anhand des Projekts *Linguistik virtuell*, das sich die Entwicklung einer E-Learning-Umgebung für einen einflussreichen Grundkurs in die Linguistik zum Ziel gesetzt hatte, zu ermitteln, wie derartige hochschuldidaktische Innovationen sinnvoll evaluiert werden können.

Die multimediale Lernumgebung *deutsch lernen mit jetzt.de*

Neben dieser Sektion des Graduiertenzentrums und dem Masterstudiengang Sprachtechnologie und Fremdsprachendidaktik ist auch die multimediale Lernumgebung *deutsch lernen mit jetzt.de* ein Beispiel für die funktionierende einzelsprachübergreifende Zusammenarbeit in der Gießener Fremdsprachendidaktik. Gemeinsam betreut von Prof. Michael Legutke (Didaktik des Englischen) und Prof. Dietmar Rösler (Deutsch als Fremdsprache) entwickelt und evaluiert das Team Eva Platten, Jessica Lutz und Marja Zibelius für das Goethe-Institut eine mul-

timediale Lernumgebung für Deutschlernende in aller Welt.

Als Textbasis dienen Artikel aus dem Online-Jugendmagazin *jetzt.de* der *Süddeutschen Zeitung*. Sie werden auf das Profil der Zielgruppe zugeschnitten ausgewählt, didaktisiert und auf dem Webserver des Goethe-Instituts in München gespeichert (<http://www.goethe.de/z/jetzt/>). Die Texte geben ein differenziertes Bild der deutschen Realität wieder, ermöglichen jedoch auch die Reflexion über die Ausgangskultur der Lernenden. Themen werden entsprechend der Zielgruppe ausgewählt (Erwachsenwerden, Schule und Ausbildung, Pop- und Jugendkultur, Digitale Medien, Umwelt, Liebe usw.). Die über die Jahre kontinuierlich angewachsene Textbasis zeichnet sich durch Textsortenvielfalt und Authentizität aus: Es werden Interviews, Interviewprotokolle, Berichte, Essays und Texte von deutschen Schülern angeboten. Eigens für die Lernumgebung produzierte audiovisuelle Komponenten, authentische Interviews, ergänzen das Thema des jeweiligen Textes und ermöglichen Hör-Sehverstehen. Durch diese Interviews wird auch Gießen in die weite Welt getragen. Studierende der JLU waren Interviewpartner bei Themen wie Langzeitstudenten und Migration, aktuell gerade abgeschlossen wurden Interviews mit Gießener Bürgern, die zu ihren Berufen befragt wurden. Diese Interviews werden zur Zeit didaktisiert und stehen ab Frühjahr 2004 als nächstes Lernangebot im Netz.

Die Übungen und Aufgaben in dieser Lernumgebung versuchen eine schwierige Balance zu halten. Es sind häufig sog. halboffene Aufgaben, die dafür sorgen, dass ein Lernen stattfinden kann, das so selbstbestimmt wie möglich ist, ohne dass die Stützfunktionen des didaktischen Schutzraums, den Institutionen bieten bzw. bieten sollten, aufgegeben werden. So wird vermieden, dass die Motivation der Lernenden beschädigt wird, wenn sie beim Umgang mit Texten im Internet feststellen, dass sie, weil der Stand ihres Spracherwerbs noch nicht ausreicht, mit bestimmten Seiten im Netz nichts anfangen können.

Halboffene Lernumgebungen stellen Hilfsmittel wie Lexika, Wortfelder, Grammatiken usw.

bereit, erzwingen deren Verwendung aber nicht, sie schlagen Lernpfade vor und enthalten auch ein strukturiertes Angebot, das von den Lehrenden und Lernenden im Unterrichtskontext bearbeitet werden kann, sie schließen einen individualisierten Umgang jedoch nicht nur nicht aus, sondern ermutigen ihn gerade.

Typisch für halboffene Lernumgebungen sind auch die unterschiedlich weitreichenden Vernetzungen des Textes, wie sie im Beispiel in Abb. 4 sichtbar werden. Die blauen Links im Text weisen zu Informationen, die völlig innerhalb der geschützten Lernumgebung bleiben, es werden also z. B. Wortschatzerklärungen gegeben, Kontexthilfen oder kleine Grammatikhinweise. Die roten Vernetzungen führen direkt ins Internet, hier sind die Lernenden im Bereich der so genannten authentischen Texte mit all deren Vor- und Nachteilen konfrontiert, wobei die Macher der Lernumgebung zumindest versuchen, auf der ersten Ebene der direkten Vernetzung die Lesbarkeit für die Lerner zu überprüfen. Trotzdem bleibt bei den roten Vernetzungen das Problem, das jeder mit authentischen Internetquellen arbeitende Unterricht hat: Die Texte können sich verändern, sie sind nicht unter irgendwelchen didaktischen Gesichtspunkten geschrieben, lediglich unter didaktischen Gesichtspunkten ausgewählt und zugeordnet.

Besonders charakteristisch für das Konzept der halboffenen Lernumgebungen ist die dritte, grüne, Art der Vernetzung. Hier wird das Internet benutzt, um einen klar umrissenen didaktischen, oft sprachsystembezogenen Auftrag auszuführen: Die Textwelten des Internet sollen z. B. dazu herangezogen werden, ein bestimmtes Wortfeld zu erschließen, Hintergründe zu einer bestimmten Information zu beschaffen und in eine Schreibaufgabe umzusetzen usw.

Über das Angebot an Texten und audiovisuellem Material hinaus können sich die Lernenden in einem Chat-Raum zu vorher angegebenen Zeiten mit anderen Lernenden über bestimmte Themen austauschen. Im Gegensatz zu freien Chats moderieren hier Chat-Tutoren die Unterhaltungen; bei diesen handelt es sich um Studierende aus den Studiengängen Deutsch als Fremdsprache, die dabei ihre im Studium gewonnenen Einsichten über das Fremdsprachen-

lernen einem Praxistest unterziehen können. Die Möglichkeit, sich fernab von Deutschland im Chat mit Deutschlernenden und deutschen Muttersprachlern ohne großen Aufwand und in einem geschützten Rahmen zu unterhalten, bringt eine neue Dimension in die fremdsprachliche Kommunikation. Dadurch, dass die Chat-Tutoren bereit sind, sich dem Sprachniveau der Lernenden anzupassen, Hilfestellungen zu geben und auch Wortbedeutungen zu erklären, fühlen Deutschlernende sich in ihrem jeweiligen Sprachstand akzeptiert.

Mit Zugriffszahlen von bis zu 150 000 Page Views pro Monat ist *deutsch lernen mit jetzt.de* eins der meistgenutzten Online-Lernangebote des Goethe-Instituts. Als an der JLU entwickelte digitale Lernumgebung ist es gleichzeitig ein Ort, an dem Studierende Praxiserfahrungen sammeln können und ein Gegenstand, an dem Forschung zum Thema E-Learning Fremdsprachen betrieben wird; es zeigt so die enge Verzahnung von theoretischer Reflexion und Praxis-

orientierung, die charakteristisch für den Bereich Deutsch als Fremdsprache an der Justus-Liebig-Universität ist.

Anmerkungen:

Weitere Informationen zum GEP findet man:

a) ausführlich: Tamme, Claudia (2001). *E-Mail-Tutorien: eine empirische Untersuchung E-Mail-vermittelter Kommunikationen von Deutschstudierenden und Deutsch-als-Fremdsprache-Lehrenden in der Ausbildung*. Online:

<http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2003/1009/>

b) Kurzüberblick: Würffel, Nicola (2002). „Elektronisches Praktikum an der Justus-Liebig-Universität Gießen: Eine neue Form des lernenden Lehrens.“ In: *ÖDaF Mitteilungen 1*, S. 72–82.

c) jeweils aktuell im Netz unter

<http://www.uni-giessen.de/~g91010/daf/gep.htm>

Publikation der Sektion 8 des Gießener Graduierten-zentrums Kulturwissenschaften: Legutke, Michael/Rösler, Dietmar (Hrsg.): *Fremdsprachen lernen mit digitalen Medien*. Tübingen 2003.

Weitere Informationen zu Lehre und Forschung im Bereich Deutsch als Fremdsprache unter:

<http://www.uni-giessen.de/~91010/daf/>

Leben ist ein Menschenrecht



Foto: Ursula Meissner

Ein Bündnis gegen Aids

Fast 70 Millionen Menschen, so UNO-Schätzungen, werden in den nächsten 20 Jahren an Aids sterben. Damit finden wir uns nicht ab. Deshalb haben wir das **Aktionsbündnis gegen AIDS** mit auf den Weg gebracht. Viele Hilfswerke, humanitäre Organisationen und Kirchengemeinden haben sich zusammengeschlossen, um gemeinsam für die Bedürfnisse und Rechte der Menschen einzutreten, die weltweit mit HIV/Aids leben. Wir setzen uns ein für umfassende Behandlung und wirksame Prävention. Dazu fordern wir von der Pharmaindustrie preiswerte Medikamente und von der Bundesregierung mehr Mittel zur Finanzierung von weltweiten Aids-Programmen.

Helfen Sie HIV/Aids einzudämmen:

Mit Ihrer Spende ermöglichen Sie uns praktische Hilfe und tragen dazu bei, Rahmenbedingungen zu schaffen, die allen Betroffenen ein menschenwürdiges Leben ermöglichen.

**Brot
für die Welt**
Ein Stück Gerechtigkeit

Stichwort Aids
Postbank Köln 500 500-50
BLZ 370 100 50
Postfach 10 11 42
70010 Stuttgart

Aktionsbündnis  gegen AIDS

Polen auf dem Weg zum föderativen Staat?

Reformen der Finanzverfassung Polens im Zuge der Transformation und des EU-Beitritts unter besonderer Berücksichtigung der Erfahrungen Deutschlands
Gemeinsames Forschungsprojekt der Universitäten Gießen und Łódź

Fragestellung

Obwohl Reformen der Finanzverfassung ein unverzichtbarer Bestandteil der Transformation eines Wirtschafts- und Gesellschaftssystems sind, widmet sich bislang der überwiegende Teil der wirtschaftswissenschaftlichen Forschung den Fragen des Übergangs von staatlicher Planung zu marktlichen Koordinationsprozessen sowie der Privatisierung des Staatseigentums. Ökonomische Analysen staatlicher Entscheidungs- und Verwaltungsstrukturen in den ehemaligen Transformationsländern finden sich erst neuerdings und hier insbesondere zur Dezentralisierung in Russland und China. Dieser Befund bildet den Ausgangspunkt des Forschungsprojekts, dessen Ziel es ist, den derzeitigen Stand der Reformen der staatlichen Finanzausgleichsbeziehungen in Polen zu dokumentieren und ungelöste Probleme zu nennen, Reformhemmnisse und deren Ursachen zu identifizieren sowie geeignete Alternativen zur Lösung der bestehenden Probleme zu entwerfen. Insoweit soll die Studie auch einen Beitrag zur Fortentwicklung der Föderalismus- und der Institutionenökonomik am Beispiel Polens leisten.

Die Studie wird auf drei inhaltlichen Schwerpunkten basieren. In einem ersten historisch deskriptiven Teil soll die Entwicklung der Finanzverfassung in Polen seit 1945 nachgezeichnet werden. Dabei soll insbesondere die wechselseitige Beziehung zwischen politischer und wirtschaftlicher Öffnung einerseits sowie den mehrfachen Reformen der Finanzverfassung seit 1945 andererseits dargestellt werden. Im zweiten Teil der Studie soll die gegenwärtige Zuordnung der Aufgaben-, Ausgaben- und Einnahmenkompetenzen in Polen bewertet werden. Am Anfang steht daher die Frage, inwieweit die bisherigen Reformen den normati-

ven Implikationen der mittlerweile als klassisch zu bezeichnenden Theorie des Fiskalföderalismus genügen. Ergänzend sollen neuere Erkenntnisse der Theorie lokaler öffentlicher Güter sowie Ergebnisse der empirischen Föderalismusforschung, die die Bedeutung des institutionellen Rahmens für die Konzeption von Reformmaßnahmen hervorhebt, in die Bewertung der bisherigen Reformen einfließen. Aber auch verteilungspolitische Ziele und die durch den EU-Beitritt Polens hinzukommenden Anforderungen zum Abbau von Haushaltsdefiziten sollen als Bewertungskriterien Berücksichtigung finden.

Der dritte Teil der Studie wird der Beobachtung Rechnung tragen, dass die von Theoretikern erarbeiteten Normen und Empfehlungen für eine erfolgreiche Dezentralisierung in der Praxis zu meist nur in erheblich modifizierter Form umgesetzt werden. In diesem Teil der Studie sollen daher die verschiedenen Elemente der in Teil zwei erarbeiteten Gestaltungsempfehlungen daraufhin überprüft werden, wie groß ihre Chancen sind, im konkreten politischen Prozess mit seinen unterschiedlichen Interessenkonstellationen umgesetzt zu werden, bzw. wie man diese Chancen verbessern kann.

Ein Antrag auf finanzielle Förderung dieses Projekts wurde bei der VolkswagenStiftung gestellt. Ein positiver Entscheid ist kurz vor Jahresende 2003 eingegangen.

Im Rahmen der Feierlichkeiten zum 25-jährigen Bestehen der Partnerschaft zwischen den Universitäten Gießen und Łódź vom 5. bis 9. November 2003 fand ein erstes, von der Gießener Hochschulgesellschaft unterstütztes Roundtablegespräch zwischen den Projektbeteiligten statt. Auf deutscher Seite sind dies neben dem Autor dieses Berichts Dr. Margit Schratzenstaller (derzeit am Wiener Institut für Wirtschaftsforschung), Dr. Ivo Bischoff und Dipl.-Vw. Lars

Ponterlitschek. Auf polnischer Seite werden an der Studie Frau Prof. Krystyna Piotrowska-Marczak, Leiterin des Lehrstuhls für Banken und Finanzen an der Universität Łódź, und drei ihrer wissenschaftlichen Mitarbeiter teilnehmen. Ein erstes Konzeptpapier mit einer Zuweisung konkreter Aufgaben liegt vor.

Polens Finanzausgleichsbeziehungen – aktueller Stand und ungelöste Probleme Polens derzeitiges Finanzausgleichssystem

Die polnischen Finanzausgleichsbeziehungen unterscheiden sich in wesentlichen Punkten von den deutschen. Folgende Merkmale sind für die derzeitige Situation charakteristisch:

- Die Verteilung staatlicher Aufgaben auf die jeweiligen Gebietskörperschaftsebenen kennt keine strikte Trennung nach Aufgabenfeldern. Vielmehr sind für eine ganze Reihe von Aufgaben die Kompetenzen in der Form aufgespaltert, dass die Gesetzgebungszuständigkeit in der Regel der Zentralebene zugeordnet ist, während die Wojewodschaften (Provinzen) eher ausführende Kompetenzen haben. Des Weiteren kennt das polnische System Mehrfachzuständigkeiten in einem Aufgabenfeld, so zum Beispiel von Provinzen und Zentralregierung im Rahmen der Wirtschafts- und der Umweltpolitik.
- Im Vergleich zur Bundesrepublik Deutschland sind Polens Staatsfinanzen hoch zentralisiert. So fließen ca. 70% des Aufkommens aus der Einkommensteuer sowie 94,5% der Einnahmen aus der Körperschaftsteuer an die Zentralebene.
- Während in der polnischen Finanzverfassung horizontale Ausgleichszahlungen zwischen den Gebietskörperschaften gleicher Ebene bislang nicht vorgesehen sind, besitzen vertikale Transferzahlungen zwischen der Zentralebene und den nachgeordneten Gebietskörperschaften einen sehr hohen Stellenwert. 1999 bezogen die polnischen Gemeinden im Durchschnitt 45% ihrer Einnahmen aus zweckgebundenen Zuweisungen und Schlüsselzuweisungen. Die Abhängigkeit der Kreise und Provinzen ist noch deutlich höher. Sie lag im selben Jahr bei 93% bzw. 76%. Im Ge-

gensatz zu Deutschland dient der ganz überwiegende Teil der Zuweisungen dazu, die mit der Erfüllung zentralstaatlich vorgegebener Aufgaben verbundenen Kosten zu decken. Der finanzielle Handlungsspielraum der nachgeordneten Ebenen für eigenverantwortliche Aufgabenerfüllung ist damit relativ gering.

Ungelöste Probleme

Einige ungelöste Probleme bestimmen die Anforderungen an weitere Reformen:

- Die Transformation hat dazu geführt, dass sich in Polen die interregionalen Unterschiede in der Wirtschaftskraft noch verstärkt haben. Sollen die regionalen Disparitäten nicht verfestigt oder sogar verstärkt werden, muss die zukünftige Finanzverfassung so ausgestaltet werden, dass die ärmeren Regionen Möglichkeiten und Anreize haben, den Abstand zu den reicheren Regionen mittelfristig zu verringern und langfristig weitgehend aufzuschließen.
- Polen steht vor dem Beitritt zur Europäischen Union. Dieser stellt Anforderungen an die zu schaffende Verwaltungsstruktur. So fordert das Konzept des „Europas der Regionen“ eine Stärkung der finanziellen Autonomie der regionalen Gebietskörperschaften, da ein Zugriff auf die EU-Strukturfonds eine nicht unerhebliche Mitfinanzierung durch die Regionen voraussetzt.
- Polen hat Reformen aller wichtigen Elemente der Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung begonnen, die teilweise abgeschlossen, teilweise aber auch noch im Gange sind. Diese Reformen binden erhebliche Mittel in der mittelfristigen Perspektive und engen daher den finanziellen Spielraum für weitere Reformbestrebungen ein. Dadurch sind auch die Ressourcen, die für eine Umverteilung zwischen armen und reichen Regionen zur Verfügung stehen, auf absehbare Zeit begrenzt.

Bewertung der bisherigen Reformen und Notwendigkeit weiterer Reformen

Vor dem Hintergrund dieser Ausgangssituation sollen die bisherigen Reformen beurteilt sowie Wege für zielorientierte weitere Reformen auf-

gezeigt werden. Am Anfang steht hier die Frage, inwieweit die bisherigen Reformen den normativen Implikationen der Theorie des Fiskalföderalismus genügen, die besagen, dass ein föderativer Staatsaufbau zu einer höheren allokativen Effizienz bei der Bereitstellung öffentlicher Güter führt als dies ein zentralistischer Staat vermag. Voraussetzung für die Realisierung dieser Effizienzgewinne ist allerdings eine effektive Arbeit der staatlichen Administration sowie der Imperativ, das Prinzip der fiskalischen Äquivalenz zu realisieren. Erst eine weitgehende Identität von Aufgaben-, Ausgaben- und Einnahmenkompetenz bildet die Basis für ein kostengünstiges und präferenznahes Angebot öffentlicher Leistungen, während die Zuordnung von Kompetenzen für dieselbe Aufgabe auf unterschiedliche Gebietskörperschaftsebenen ein Über- oder Fehlangebot öffentlicher Leistungen zur Folge hat.

Als weiteres Beurteilungskriterium ist sodann eine Analyse der Verteilungswirkungen aus den bisherigen Reformen der polnischen Finanzverfassung, insbesondere der Reform von 1999, vorgesehen. Dabei wird die Frage zu beantworten sein, ob diese Reformen die regionalen Disparitäten eher verringert oder gar vergrößert haben. Schließlich sollen noch stabilitätspolitische Anforderungen als Kriterium für die Ausgestaltung und Bewertung einer nationalen Finanzverfassung einbezogen werden. Eine herausragende Rolle spielt dabei das Kriterium der „fiskalischen Disziplin“, an dem das Ausmaß von Haushaltsdefiziten auf allen Ebenen der Gebietskörperschaften gemessen werden kann. Dieser Aspekt gewinnt vor dem Hintergrund des inzwischen beschlossenen EU-Beitritts Polens, der die Verpflichtung zur Beachtung der so genannten Maastricht-Kriterien und langfristig sogar zur Erzielung von gesamtstaatlichen Haushaltsüberschüssen beinhaltet, zunehmend an Bedeutung.

Neben diesen theoretischen Ansätzen wird auf Erfahrungen anderer Länder bei der Suche nach einer effizienten Finanzverfassung zurückgegriffen. Eine besonders vielversprechende Vorlage bietet dabei die Diskussion um die Neuordnung des Finanzausgleichssystems in Deutschland. Schließlich sieht sich Deutschland

seit 1990 mit ähnlichen Problemen wie Polen konfrontiert:

- Deutschland war vor der Wiedervereinigung ein Land mit vergleichsweise geringen Unterschieden in der regionalen Wirtschaftskraft. Die Vereinigung im Jahr 1990 schuf erhebliche regionale Disparitäten, so dass eine grundsätzliche Reform der Finanzverfassung erforderlich wurde.
- Die Transformation und der „Aufbau Ost“ haben, ohne die regionalen Disparitäten beseitigen oder auch nur verringern zu können, Deutschland zu extremen finanziellen Anstrengungen gezwungen. Der dadurch geschrumpfte finanzielle Rahmen begrenzt – wie auch in Polen – die Gestaltungsmöglichkeiten der zukünftigen Finanzausgleichsbeziehungen.
- Ähnlich wie Polen war auch die ehemalige DDR stark zentralistisch geprägt. Der Aufbau von regionalen und lokalen Gebietskörperschaften und Verwaltungsstrukturen war somit unerlässlich.

Institutionelle Grenzen für Finanzausgleichsreformen und Wege zu deren Überwindung

Ein Blick in die Realität existierender Finanzausgleichssysteme zeigt, dass die von Theoretikern erarbeiteten Normen und Empfehlungen für eine erfolgreiche Dezentralisierung zumeist nur in erheblich modifizierter Form umgesetzt werden. Dieser Teil der Studie will daher Ursachen hierfür identifizieren und Wege zu einer erfolgreichen Fortsetzung von Reformen aufzeigen. Bei der Beurteilung der Durchsetzbarkeit vorgeschlagener Reformen wird auf die Erkenntnisse der polit-ökonomischen Theorie des Föderalismus sowie auf Ansätze der neuen Institutionenökonomik zurückgegriffen. Anders als eine wohlfahrtsökonomische Analyse innerstaatlicher Finanzbeziehungen richten sich polit-ökonomische sowie institutionenökonomische Analysen nicht auf vordefinierte Ziel-Mittel-Beziehungen, sondern auf die relevanten politischen Akteure (Politiker, Bürokraten) und deren Interessen.

Diesen Theorieansätzen zufolge scheitern viele Reformvorschläge vor allem daran, dass die an

der Umsetzung der Reformen beteiligten Entscheidungsebenen und -träger ihre politischen Handlungsrechte zur Verfolgung eigener Interessen einsetzen. So gibt es Interessenkonflikte zwischen der Zentrale auf der einen, den Regionen und den Kommunen auf der anderen Seite. Aber auch wirtschaftlich starke und wirtschaftlich schwache Regionen (und Kommunen) trennen unterschiedliche Interessenlagen. Studien der Weltbank zeigen beispielsweise, dass in Polen seit der Einführung der lokalen Selbstverwaltung viele lokale Behörden wie Interessengruppen zu handeln begannen und versuchten, für ihre Klientel mehr Zuweisungen von der Zentralregierung in Warschau zu erhalten. Die Zunahme regionaler Disparitäten wird insbesondere auch auf diese Fehlentwicklung der innerstaatlichen Beziehungen zurückgeführt. Ein weiterer Grund für das Scheitern von Reformen ist darin zu suchen, dass einflussreiche Inter-

sengruppen durch die Reformen auf die Verliererseite zu geraten drohen und diese deshalb zu verhindern versuchen. Dieser Widerstand nimmt sogar noch zu, wenn die voraussichtlichen Verlierer der Reformen zu den Stammwählern der politischen Führung zählen. Letztlich besteht das Anliegen dieses Teils der Studie darin, die verschiedenen an der Entscheidung beteiligten Gruppierungen zu identifizieren und ihre Interessen aufzudecken, um dann die Durchsetzbarkeit konkreter Reformansätze für die Finanzverfassung zu beurteilen. Wiederum kann die Diskussion um die Reform der deutschen Finanzverfassung als Anschauungsbeispiel wertvolle Einblicke liefern. Schließlich gibt es auch in Deutschland weitreichende und zugleich rationale Reformvorschläge, die im politischen Prozess abgelehnt oder doch zumindest erheblich modifiziert wurden.

Oskar Singer, der Kisch von Łódź

Die Gießener Hochschulgesellschaft e.V. hat in den vergangenen Jahren intensiv die Arbeitsstelle Holocaustliteratur am Institut für Germanistik der JLU (Leitung: Prof. Dr. Erwin Leibfried) unterstützt, die sich in Forschung und Lehre im besonderen Maße um die Texte aus dem Getto Łódź/Litzmannstadt (1940–1944) bemüht. So hat die Hochschulgesellschaft zweimal bereits Exkursionen mit Studierenden nach Łódź mitfinanziert, die sich vor Ort – und im Rahmen von Tandemseminaren mit Łódźer Kommilitonen und Dozenten – intensiv der Thematik widmeten. Durch die Hilfe der Hochschulgesellschaft konnte es ermöglicht werden, dass mit Lucille Eichengreen (Berkeley, USA) eine Überlebende des Getto-Terrors die Studierenden begleitete.

Seit 2000 beschäftigt sich die Arbeitsstelle Holocaustliteratur – in enger Kooperation mit Kollegen der Universität Łódź und des dortigen Staatsarchivs – vor allem mit den Schriften, die im so genannten „Archiv des Judenältesten“ zwischen 1941 und 1944 entstanden. Der wichtigste Text, der von den rund 15 Mitarbeitern dieser Abteilung verfasst wurde, ist die rund 2000-seitige Łódźer Getto-Chronik, die detailliert in täglichen Eintragungen das „Leben“ im Getto dokumentiert. Der Leiter des Chronik-Projektes war der Prager Schriftsteller und Journalist Dr. Oskar Singer. Singer verfasste freilich neben seinen zahllosen Einträgen und Berichten für die Chronik noch weitere hochinteressante Schriften. Mit ihnen setzten sich die Gießener und Łódźer Wissenschaftler zunächst intensiv auseinander – auch als eine Art „Vorabstudie“ zur geplanten gemeinsa-



Dr. Oskar Singer

men deutsch-polnischen Edition der Getto-Chronik (seit 2003 gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft). So erschienen im Jahre 2002 sowohl eine deutsche als auch eine polnische Ausgabe der Singerschen Schriften, die nicht Aufnahme in das Chronik-Konvolut fanden. Erneut war es die Hochschulgesellschaft, die hier wesentliche Unterstützung leistete: So konnte zur Präsentation der polnischen Ausgabe in Łódź auch Oskar Singers Sohn Ervin, der im Gegensatz zu seinem Vater das Getto Łódź und das KZ Auschwitz überlebte, anwesend sein.

Der nachfolgende kurze Aufsatz will skizzenhaft Ergebnisse zum Wirken Dr. Oskar Singers zusammenfassen und verdeutlichen, was die Arbeit des Journalisten so einzigartig macht.

Es war in der deutsch- und englischsprachigen Exilzeitung *Aufbau*, dass das erste Mal nach dem Schicksal des Prager Journalisten und Schriftstellers Dr. Oskar Singer gefragt wurde: Wilhelm Sternfeld berichtete dort am 26. 4. 1946 über die intensive Suche der Prager jüdischen Gemeinde nach einem Tagebuch, das Singer angeblich während seiner Leidenszeit im Getto angefertigt und vor seiner Deportation nach Auschwitz versteckt habe. Dafür wurde sogar eigens eine Kommission nach Polen entsandt. Doch: Die Mission blieb erfolglos – das Diarium konnte nicht gefunden werden. Entsprechend vage mussten Sternfelds Angaben über Singers Tätigkeit im Getto bleiben. Bislang ist nicht bekannt, ob es das Tagebuch jemals gegeben hat – und dennoch kann man heute viel über Singers schlimme Erfahrungen im Łódźer Getto nachlesen. Denn zahlreiche andere Texte des Autors befinden sich im Staatsarchiv Łódź und im New Yorker YIVO. Sie sind dort jeweils Teil der Dokumentensammlungen zum sogenannten „Archiv des Judenältesten von Litzmannstadt“. Die Hauptaufgabe dieser Abteilung war es, die Geschehnisse aus der Sicht des Judenrates zu dokumentieren. Dr. Oskar Singer leitete dort die so genannte „Getto-Chronik“, ein kollektives Tagebuch, das täglich alle relevanten Ereignisse von 1941 bis 1944 erfasste. Daneben jedoch schrieb er auch zahllose Essays und Reportagen, die nicht in die Chronik aufgenommen wurden – und die dennoch in den Akten des Archivs Verwahrung fanden. Ein Großteil seiner Texte ist erhalten geblieben, weil sie Nachmann Zonabend, ein ehemaliger Briefträger im Getto, 1944 vor dem Zugriff der Nazis rettete: Dieser warf die Dokumente aus dem Getto-Archiv in einen stillgelegten Brunnen – 1946 kehrte er nach Łódź zurück und konnte die Dokumente endgültig sicherstellen. Wer also war dieser Dr. Oskar Singer, der – wie Sternfeld berichtete – vor dem Krieg in Prag „zu den bekanntesten Erscheinungen des jüdischen Lebens“ gehörte?

Prager Prägungen

Oskar Singer wurde am 24. 2. 1893 in Ustroń (Schlesien) geboren; in Prag arbeitete er nach

seinem Jurastudium und einer kurzen Tätigkeit als Rechtsanwalt vornehmlich als Journalist für das *Prager Tagblatt*, den *Montag* und die *Selbstwehr*. Zudem war Singer einer der profiliertesten Köpfe der zionistischen Bewegung. Künstlerisch (und politisch zugleich) war er besonders 1935 hervorgetreten: *Herren der Welt. Zeitstück in drei Akten* hieß ein Drama, das im Mai des Jahres zum Repertoire der Jüdischen Kammerspiele in Prag gehörte. Im Mittelpunkt des Stückes steht der erfolgreiche Ingenieur Dr. Walter Bergmann, ein patriotisch denkender deutscher Jude. Mit bis dahin seltener Schärfe vermag Singer zu zeigen, dass das Nazi-Regime, das zu dieser Zeit gerade zwei Jahre an der Macht war, die deutschen Juden in den Untergang führen wird. Dabei sind es vor allem die Äußerungen Roberts, jener Figur, die sich im Stück selbst als Propheten bezeichnet, die an Klarheit kaum zu überbieten sind. Robert führt seinem Bruder Walter immer wieder vor Augen, was die Nazis mit den Juden vorhaben: „Wir sind ja auf dem Aussterbeetat“, sagt er zum Beispiel. Das kurze Stück führt eindrucksvoll den aussichtslosen Kampf eines jüdischen Patrioten vor, der verzweifelt um Anerkennung in seinem Land kämpft, dem er nicht nur als Frontsoldat im Ersten Weltkrieg, sondern danach vor allem als Ingenieur in der Rüstungswirtschaft gedient hat und das ihn „dafür“ nun zum „Volksschädling“ erklärt. Das Drama endet mit einer versöhnlichen und geradezu plumpen Szene, wie der Autor in seinem Nachwort selbst konzidiert. Doch Singer macht deutlich, wie sehr der Schluss, der die Verhaftung der schlimmsten Nazi-Schergen vorsieht, nur ein unerfüllbarer Traum ist, der sich gerade in der Schlichtheit und Komik dieser abschließenden Maskerade als solcher entlarvt. Das Stück hatte großen Erfolg in Prag, aber auch weit darüber hinaus. In Wien etwa schrieb Oskar Rosenfeld, der Jahre später mit Singer im Archiv des Judenältesten in Łódź zusammenarbeiten sollte: „Das Martyrium des jüdischen Menschen im heutigen Deutschland wird als Zeuge sinnloser Barbarei aufgerufen. Man soll die ‚Herren der Welt‘ spielen. Sie sind echt in der Leidenschaft und auch architektonisch gelungen.“ Außerdem kam es zu hand-

festen politischen Reaktionen: Die deutsche Gesandtschaft in Prag protestierte gegen das Drama, so dass es vom Spielplan genommen werden musste.

Singer blieb trotz massiver Gefährdung auch nach der Besetzung durch die Deutschen in Prag – und übernahm in schwerer Stunde Verantwortung. 1939 wurde er Chefredakteur des *Jüdischen Nachrichtenblatts*, dem Organ der Jüdischen Kultusgemeinde und der zionistischen Organisation in Prag. Jeden Montag musste er in der Folge mit seinem Blatt auf den Hradschin und es dem SS-Mordorganisator Adolf Eichmann zur Zensur vorlegen.

In seinen Artikeln propagierte Singer immer wieder die Auswanderung nach Palästina, um dort den neuen jüdischen Staat zu gründen. Er unterstützte die Bemühungen des Palästina-Büros, das unter der Leitung von Jakob Edelstein stand und bis 1939 etwa 19 000 Juden die legale oder illegale Emigration ermöglichte. Zum Chanukkah-Fest 1940 erschien der letzte mit Kürzel gezeichnete Artikel Singers im *Jüdischen Nachrichtenblatt*. Er träumte – angesichts der in Prag zum Fest angezündeten kleinen Lichter – von einem Chanukkah in Palästina.

Für Singer, seine Frau Margarethe und seine Kinder Ilse und Ervin endete dieser Traum jäh am 26. 10. 1941 mit der Deportation nach Łódź. Es war die Arbeit für das *Jüdische Nachrichtenblatt*, die „die direkte Ursache seiner Deportation“ wurde, wie Wilhelm Sternfeld berichtet: „Ein Brief, den ein zur Abschiebung nach dem Osten bestimmter Jude aus dem Sammellager im Prager Messepalast an den Chefredakteur Singer richtete und der bittere Beschwerden über die Behandlung durch die SS enthielt, wurde von der Gestapo abgefangen. Singer erhielt eine Vorladung, wurde zwar wieder freigelassen, aber wenige Tage darauf selbst nach Litzmannstadt deportiert.“

Oskar Singer und das Archiv in Łódź

Anders als andere Deportierte aus dem Westen wurden die Singers rasch, am 13. 11. 1941, im Getto in eine Wohnung eingewiesen. Zwei Zimmer und eine Küche standen in der Alexanderhofstraße 47 den acht Bewohnern zur Ver-

fügung. Es herrschte qualvolle Enge, doch im Vergleich mit den in den Schulgebäuden untergebrachten anderen „Westjuden“ hatten es die Singers erträglicher. Oskar Singer fand relativ schnell Anstellung im Archiv des Judenältesten. Die offizielle Aufgabe dieser Abteilung war es, Quellen bereitzustellen „für zukünftige Gelehrte, die das Leben einer Jüdischen Gemeinschaft in einer ihrer schwersten Zeiten studieren“, wie es Henryk Neftalin, der Gründer des Archivs, formulierte. Mehr noch: Eine „Schatzkammer für zukünftige Historiker“ sollte sie sein – so der erste Direktor der Abteilung, Jozef Klementynowski. In ihren Zielen ähnelte das Archiv durchaus jenen der Oneg Schabbat-Gruppe um Emanuel Ringelblum im Warschauer Getto – allerdings mit einem entscheidenden Unterschied: Die Mitarbeiter der Archiv-Abteilung in Łódź waren anders als die Warschauer Archivare ganz offiziell „Beamte“ der scheinbaren jüdischen Selbstverwaltung und damit auch deren Sicht der Dinge weitestgehend verpflichtet. Mordechaj Chaim Rumkowski, der von den Deutschen ernannte „Älteste der Juden von Litzmannstadt“, wollte gerade mit der Arbeit des Archivs seine Person und seine Leistungen gewürdigt wissen. Doch nicht immer und in allen Arbeiten kamen die Mitarbeiter des Archivs Rumkowskis Wunsch nach kritikloser Anerkennung seiner Tätigkeit nach. Im Gegenteil: Sie entwickelten ein eigenes System, verdeckt Kritik zu üben.

Das Archiv erstellte u. a. eine Enzyklopädie, in der die Mitarbeiter dieses bis dahin einmalige Gebilde „Getto“ beschreiben und erfassen wollten. Zahlreiche Einträge beschäftigten sich auch mit Begriffen einer entstehenden Getto-Sondersprache. Ein Lemma – aus der Feder Oskar Singers selbst – beschreibt detailliert die Arbeit und die Schwierigkeiten im Archiv:

„Man darf sich unter dem A. keine stille Gelehrtenstube vorstellen, wo emsig geschrieben und gesammelt wurde. [...] Hunger und Kälte ließen eine halbwegs regelmäßige und ersprießliche schriftstellerische, schöpferische Arbeit kaum zu [...] Die Hauptschwierigkeit, die sich einer genauen Berichterstattung entgegenstellte [,] war der Umstand, dass von der Leitung / Büro d. Ältesten / nahezu nichts zu erfahren und keine wichtigen Unterlagen zu haben waren. Der Älteste selbst war in allen politischen Belangen äußerst

zurückhaltend und schweigsam und wich allen Fragen immer wieder mit der stereotypen Antwort aus: Es ist noch nicht die Zeit darüber zu schreiben. Auch die erste Sekretärin, FrI. Dora Fuchs [,] war mit Auskünften überaus sparsam, ja ablehnend, was man aus der Lage der Dinge heraus verstehen muss. [...] Im Anschluss an das A. arbeitete eine so genannte Zensurkommission [,] bestehend aus dem Oberleiter Rechtsanwalt Neftalin, dem jeweiligen Leiter des A., Dr. Kamieniecki [d.i. der bestellte Archivar, SF] und dem Leiter der Schulabteilung Mosze Karo. Alle von den Mitarbeitern des A. gelieferten Arbeiten wurden von dieser Zensurkommission nach verschiedenen Gesichtspunkten überprüft, bevor sie dem A. einverleibt wurden.“

Besonders die ab dem 12. Januar 1941 täglich erstellte Getto-Chronik diente den skizzierten Zielen des Archivs. Julian Cukier wurde der erste Leiter des Projektes. Unter der Ägide des unter dem Pseudonym Stanislaw Cerski in Polen populären „Republika“-Journalisten wurden Tag für Tag Bevölkerungsstand, Versorgungslage, Wetter und vieles mehr notiert – ob mit Wissen der deutschen Gettoverwaltung ist nicht mehr ganz klar. Lucille Eichengreen, die im Getto als Sekretärin von Oskar Singer arbeitete, berichtet von der ständigen Angst, die Deutschen könnten zu Kontrollen kommen und die erstellten Texte lesen. Sie ist überzeugt, dass zumindest Hans Biebow, der Leiter der deutschen Getto-Verwaltung, von dem Projekt wusste. „Durch seine Spitzel war er bestens über alles informiert“, erinnert sie sich. Auch Rumkowski nahm natürlich Einfluss und kontrollierte nicht selten die Texte – die deutschen Passagen ließ er sich übersetzen.

Cukier, der erste Leiter, wurde wie viele andere ernsthaft krank und konnte nicht mehr arbeiten. Dr. Oskar Singer übernahm zunächst kommissarisch, schließlich endgültig die Leitung der Abteilung. Unter seinem Einfluss wurden die Chronik-Texte feuilletonistischer, zu den rein statistischen Angaben traten immer mehr kurze Skizzen, der „Kleine Getto-Spiegel“ wurde als wiederkehrende Rubrik etabliert, ebenso die Kolumne „Man hört, man spricht“. Singer selbst wurde zum Hauptautor der Chronik, unermüdlich war er im Getto unterwegs, recherchierte, führte Gespräche. „Er war, wie

man sich einen Journalisten vorstellt. Ein wenig rastlos, immer auf der Suche nach Neuigkeiten und Informanten“, erinnert sich seine ehemalige Sekretärin Eichengreen. Dieser im eigentlichen Sinne des Wortes merk-würdige Reporter schrieb aber zu Anfang seiner Tätigkeit nicht nur für die Chronik, seine frühen Reportagen und Essays fanden sogar nur selten und vermittelt dort Eingang. Diese Texte widmen sich vielfältigen Themen – und sie fällen auch keine eindeutigen Urteile, weil sie tagesaktuell entstanden und nicht selten revidiert wurden: Einmal besucht Singer die vielen Getto-Betriebe und beschreibt sie als Keimzellen der Hoffnung, dann wieder ist er entsetzt über die Korruption, die in Rumkowskis Administrative herrscht. Oft widmet er sich dem problematischen Zusammenleben der Ost- und Westjuden im Getto, und häufig muss er die entsetzlichen Szenen bei den Deportationen schildern. Aber Singer schrieb auch Lobreden auf Rumkowski – für ein Album, das dem „Judenältesten“ geschenkt werden sollte. „Er hat dafür bestimmt eine Extra-Ration Brot bekommen. Seine wirkliche Meinung über Rumkowski war das nicht“, berichtet Lucille Eichengreen, der diese Texte erst jetzt bekannt wurden.

Singer ging seinen Aufgaben in der Archiv-Abteilung bis Ende Juli 1944 nach – sie wurde unmittelbar vor der vollständigen Auflösung des Gettos geschlossen. Mit dem 211. Eintrag des Jahres 1944 endete die Getto-Chronik. Im August wurde auch die Familie Singer nach Auschwitz verschleppt. Zusammen mit seinem Sohn Ervin wurde Oskar Singer ins Lager selektiert, zwei Tage danach wurde Ervin in ein Außenlager verbracht. Er hat seinen Vater nie wieder gesehen – gerüchteweise hat Oskar noch einige Monate als Schreiber in einem Häftlingsbau überlebt. Auf einem der Todesmärsche ist Dr. Oskar Singer wahrscheinlich ermordet worden.

Ervin Singer überlebte wie die Tochter Ilse; Margarethe, Oskars Ehefrau, verstarb in Bergen-Belsen – wenige Tage nach der Befreiung, an Typhus.

Heiner Goebbels

atw en suite – ästhetische Feldforschung in Kassel

Alle zwei Jahre finden hier im Lande die Hessischen Theaterstage statt. Eine in der Hessischen Staats- und Stadttheaterlandschaft fest verwurzelte Tradition, die aber zu einer etwas ungeliebten, glanzlosen Gewohnheit wurde, Produktionen der Häuser zwischen Kassel und Darmstadt, Frankfurt und Wiesbaden im Laufe von zwei Wochen an einem Ort zu präsentieren. Im Jahre 2002 fiel der rotierende Turnus der Gastgeberschaft auf Kassel, zeitgleich mit der documenta 11. Nun sind die Berührungspunkte zwischen bildender und darstellender Kunst eher an den experimentellen Rändern der beiden Genres zu suchen, nicht aber im jeweiligen Alltag. Aber dennoch hat das gastgebende Haus, das Staatstheater Kassel, sich schnell entschieden, einer eher verschlafenen Tradition neue Impulse zu geben. Dazu gehört die Ausweitung der Aufführungsorte in den städtischen Raum, der verschärfte Blick auf zeitgenössische Autoren und Lesarten bei der Auswahl der eingeladenen Stücke und auch die Einladung an das Institut für Angewandte Theaterwissenschaft der Universität Gießen, mit einem eigenen Aufführungsformat täglich ein alternatives Fenster zu den offiziellen Programmpunkten zu schaffen.

Studierende des Instituts haben diese Einladung gerne angenommen und sich entschieden, für diese Gelegenheit die heimische Präsentationsform THEATERMASCHINE einmal nach Kassel zu verlegen. Mit **atw en suite** haben sie eine Aufsehen erregende Folge ganz unterschiedlicher künstlerischer Darstellungen angeboten: Performances, Stücke, Hörspiele, Videos, Installationen, Vorträge. Kennzeichnend für viele dieser Interventionen war der Blick, der von der Bühne abschweift – wie es eine Studentin hierfür formuliert hat: *What's the game behind the game behind the game?*

Die Studierenden haben dabei nicht nur das Programm ausgewählt und zusammen mit Ehemaligen und Freunden des Instituts bestritten, sondern die ganze Aufführungsserie auch technisch selbst organisiert und eine eigene Web-Seite www.atwensuite.de dafür entwickelt; sie waren für die Öffentlichkeits- und Pressearbeit wie für die finanzielle Budgetierung und Abrechnung verantwortlich.

Ein unbürokratischer Beitrag der Gießener Hochschulgesellschaft hat dabei – wie schon oft bei studentischen Projekten – eine wichtige Rolle gespielt. Da die Universität generell für das Zustandekommen der künstlerischen Projekte praktisch keine Budgets zur Verfügung stellen kann, kommt der Gießener Hochschulgesellschaft damit immer wieder eine bedeutende Rolle zu bei den ersten wichtigen Schritten, die die Studierenden außerhalb der Universität künstlerisch unternehmen.

Auf der Studiobühne des Staatstheaters bestritten sie zwei Abende mit je zwei Produktionen, unter anderem dem experimentellen Dreiteiler **No.More.Theatre.** der Gruppe „Meinungsbildungsinstitut“, der auf erheiternde und erhellende Weise die Grundannahmen des Theaters durchbuchstabiert. Einige Tage später stand die Uraufführung von **hyperfusion** auf dem Programm, des Bühnen-Erstlings der Studentin Jules Buchholz: science-fiction aus dem Jahre 2069.

Im eigens angemieteten und gegenüber dem Bahnhof gelegenen Szene-Hotel „Reiss“ überraschten die Studierenden mit ganz unterschiedlichen Formaten: es gab Hörspiele – z.B. **„gerne zuschauen“**, ein interaktives Abendfüllendes Theater in einer Telefonzelle. Szenische Installationen konnten besucht werden – z.B. **„world in a box“**, ein Hörtheater für zwei Zuschauer, die sich in einem Container gegenüber sitzen. Mit einem vielbeachteten Gast-

spiel des ATW-Absolventen René Pollesch, der inzwischen zu den wichtigsten Autoren und Regisseuren des zeitgenössischen deutschsprachigen Theaters gehört: **„Die Interessen der Firma können nicht die Interessen sein, die Heidi Hoh hat“**, ging diese Woche zu Ende.

Im Foyer des Staatstheaters wurden unter dem Titel **jelutong street** Ergebnisse eines szenischen Projektes gezeigt, das Audio- und Video-Installationen zum Ziel hatte, die sich direkt auf die denkmalgeschützte Innenarchitektur dieses Schwellenbereichs zwischen ‚Innen‘ und ‚Aussen‘ bezogen. Die Presse schrieb dazu **„Ganz wenig Aufwand. Ganz viel Effekt. Ganz großes Kompliment.“**

Dieses Kompliment gilt an dieser Stelle eigentlich allen beteiligten Studierenden, die sich zunehmend erfahren zeigen in der Durchführung professioneller Theaterfestivals. Ihre inhaltliche Ambition besteht im Gegensatz zu landläufigen Theaterprogrammen nicht mehr im unbeeinträchtigten Glauben an die expressive Theatralität auf der Bühne, sondern in dem Versuch, die Theatralität im Alltag zu untersuchen: also den Gang des Zuschauers im Theaterfoyer eher zu beobachten als das Ge-

schehen anschließend auf der Bühne. Sie richten den Blick also nicht auf das, was uns als Spektakel ohnehin schon angeboten wird, sondern versuchen unsere Wahrnehmungsweisen zu hinterfragen und zu irritieren. Sie überwachen den Voyeurismus der Hotelbesucher, wie sie auf inszenierte Geräusche lauern, die hinter einer verschlossenen Hoteltüre zu hören sind. Oder sie widmen sich respektvoll und ohne zu denunzieren in einem Hörspiel der Langeweile zweier Bahnwärter, die seit Jahren in einem der letzten Gießener Bahnwärterhäuschen auf seltene Züge warten.

In einem Vortrag, den der Filmwissenschaftler Georg Seeblen, damals gerade Gastprofessor an unserem Institut, im Rahmen von **atw en suite** im Hotel „Reiss“ auf Anregung der Studierenden hielt, finden wir dafür folgende Formel:

„Kunst hat zwei Aufgaben, nämlich zum einen die Suche nach dem noch nicht gesehenen Bild – das Bild verwende ich hier im weitesten Sinne, also auch im Sinne eines Bildes, das durch literarische oder musikalische Mittel in meinem Kopf erzeugt wird – und zum anderen die Suche nach den noch nicht gefundenen Begriffen – auch das im weitesten Sinne, nicht unbedingt als Sprachelement, sondern als Reflexion... Für das Begreifbare im und hinter dem Bild.“

Deutschsprachige Zeitungen in Mittel- und Osteuropa

Eine internationale Fachtagung in Schloss Rauischholzhausen

Zu den noch kaum betretenen Regionen der germanistischen Forschungslandschaft gehört die Beschäftigung mit der Geschichte deutschsprachiger Zeitungen in Ostmittel- und Osteuropa. In den Jahren vor 1990 war ein solches Unterfangen – je nach Standort des Interessenten – entweder politisch nicht erwünscht oder praktisch nicht durchführbar. Nach 1990 schien dann die Lektüre und Auswertung längst vergessener Zeitungen nicht unbedingt zu den drängendsten Forschungsfragen zu gehören. In der Zusammenarbeit mit unseren polnischen Kollegen in der germanistischen Institutspartnerschaft zwischen Gießen und Łódź hat sich aber bald gezeigt, dass die „Lektüre alter Zeitungen“ aus Ostmittel- und Osteuropa über das rein Fachwissenschaftliche hinaus sehr wohl etwas zum Verständnis aktueller Ereignisse beitragen kann. Die Integration unserer östlichen Nachbarländer in ein gemeinsames Europa ist ohne historische, geographische und kulturelle Grundkenntnisse nicht denkbar. Sie wird darüber hinaus wesentlich erleichtert, wenn man sich in Deutschland der Tatsache wieder bewusst wird, dass die gemeinsame Geschichte der mittel- und osteuropäischen Länder nicht erst 1933 begonnen hat, sondern auf eine viel ältere Tradition zurückgeht. Deutschsprachige Zeitungen aus Łódź, Prag, Riga, Mittau (Jelava), Moskau, Laibach (Ljubljana) oder Esseg (Osiek) können dies anschaulich bezeugen.

Da es darüber hinaus bisher noch weitgehend unklar war, ob sich die Sprache und der Aufbau einer Tageszeitung außerhalb des „binnendeutschen“ Sprachgebietes im 18., 19. und frühen 20. Jahrhundert von den Entwicklungstendenzen innerhalb Deutschlands erkennbar unterschieden haben, knüpfen sich auch zahlreiche spezifisch germanistische Fragestellungen an die Zeitungslektüre.

All diese Gesichtspunkte haben uns schließlich bewogen, eine internationale Fachtagung zu organisieren, auf der erstmals ein Überblick über den Bestand und die Erscheinungsformen deutschsprachiger Zeitungen des Raumes gegeben werden sollte. Dank der großzügigen finanziellen Förderung der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) und der Gießener Hochschulgesellschaft konnte sie in der Zeit vom 21. bis 23. 3. 2003 auf Schloss Rauischholzhausen stattfinden. 35 Wissenschaftler aus dem In- und Ausland sind unserer Einladung gefolgt. Unabhängig von den jeweils unterschiedlichen fachlichen Fragestellungen dienten die Vorträge vor allem dazu, bisher nicht oder kaum erschlossenes Quellenmaterial zu präsentieren und in den entsprechenden kulturellen Zusammenhang einzuordnen. Einzelne Forschungen (so zur Region Heydekrug, zu Kaunas, Odessa oder Moskau) wurden erst durch die Tagung angestoßen. Die Rolle von Zeitungen wurde sowohl in einzelnen Städten (so etwa Danzig, Łódź, Odessa, Prag, Preßburg, Riga) als auch in einzelnen Regionen (in Westpreußen, der Vojvodina, der Bukowina) charakterisiert, wobei der zeitliche Schwerpunkt im 19. und 20. Jahrhundert lag, gelegentlich aber bis ins 17. Jahrhundert zurückreichte. Dadurch gerieten Städte und Regionen in den Blick, deren Beitrag zur Geschichte des deutschsprachigen Pressewesens und deren Bedeutung für die deutsche Sprachgeschichte bisher kaum thematisiert worden ist. Denn die wissenschaftliche Bearbeitung der Zeitungslandschaften erfolgte bisher allenfalls punktuell und zeitlich begrenzt und ließ kaum Rückschlüsse auf etwaige Ähnlichkeiten oder Unterschiede mit dem Binnendeutschen zu. Nach der Tagung ist es nun möglich, Forschungsfragen zu konturieren, die Bedeutung von Zeitungen für die deutsche Sprachgeschichte in unterschiedlichen Re-

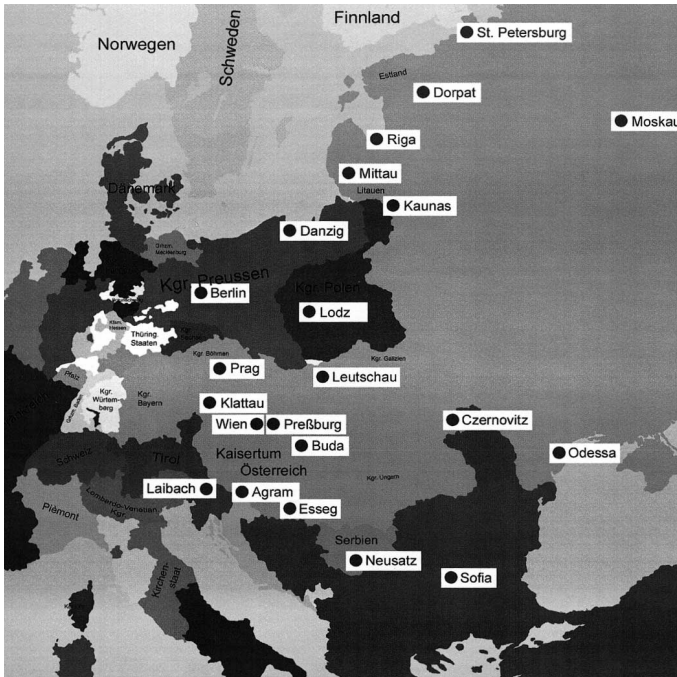


Abb. 1: Mittel- und osteuropäische Zeitungsorte (Jörg Stein, webelements)

telligenz-Zettel seit 1755 und Tiflis/Tbilisi mit der *Kaukasischen Zeitung* von 1905. Diese beiden ergänzenden Beispiele pointieren noch einmal das breite Spektrum der deutschsprachigen Zeitungslandschaft. Auf der Karte wird, von den Rändern her dominiert, zumindest schon ansatzweise ein mitteleuropäischer Kommunikations- und Kulturraum sichtbar, den wir heute erst wieder mühsam neu erinnern müssen.

Zu den stärker fachspezifischen Ergebnissen der Tagung gehört, dass sich die präsentierten Zeitungen –

gionen zu ermitteln, erste Ergebnisse zu präsentieren und Ziele für weitere Forschungen zu benennen.

Einen ersten Zugang kann dabei eine Karte herstellen. Der Osteuropahistoriker Karl Schlögel hat dies in seinem neuesten Buch *Im Raume lesen wir die Zeit* deutlich herausgestellt. Schon die einfachsten Kartenbilder haben große Macht. Sie pflanzen in die Köpfe Bilder davon, was ein Zentrum ist und was Peripherie. Sie etablieren Hierarchien. So hängt in der Mensa der Justus-Liebig-Universität seit geraumer Zeit eine Karte, auf der ein Student mit dickem Stift Universitätsstädte eingetragen hat, die in einem idealen, durch Sokrates/Erasmus ermöglichten Studienverlauf ganz Europa umspannen. Ganz Europa? Auf dieser Karte ist Wien der östliche Vorposten der europäischen Zivilisation. Ein ganz anderes Europa zeigt nun die Karte der europäischen Orte, die auf unserer Tagung mit einer deutschsprachigen Zeitung vertreten waren (Abb. 1). Die Karte zeigt vor allem größere Städte, in einem zweiten Untersuchungsgang werden sicherlich noch viele weitere Orte hinzukommen. Schon jetzt wäre zu ergänzen Brünn/Brno in Mähren mit dem *Brünner In-*

wenn auch zeitverschieben – auf sprachlicher Ebene ähnlich entwickeln. Dies betrifft zuallererst die Textsorten: Dominieren bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts vor allem narrative Texte, die mit ihrer komplexen Syntax und nicht medien-spezifischen Lexik alle Anzeichen der Sprachkultivierung und des so genannten bürgerlichen Sprachgebrauchs aufweisen, so zeigen sich ab der Mitte des 19. Jahrhunderts Modernisierungsschübe, die überregional wirksam werden. Dies weist auf eine ähnlich geartete Textgenese hin, unabhängig davon, ob die Zeitungen in Łódź, Odessa, Brünn oder in der Vojvodina gedruckt wurden. Zudem sind die einzelnen Texte kaum als journalistische zu identifizieren. Die wichtigsten journalistischen Textsorten entwickeln sich im Laufe des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts zu der uns heute bekannten Form. Damit ist verbunden, dass sich bis ins letzte Drittel des 19. Jahrhunderts auch verblüffende Ähnlichkeiten in der Zeitungsgestaltung ermitteln lassen: Die Zeitungen sind schwach gegliedert und weisen kaum Rubriken und Sparten auf. Sie erlauben keine punktuelle Lektüre, weil wichtige Informationen nicht durch Artikelüberschriften herausgehoben wer-

Lodzer Tageblatt.

<p>Abonnementpreis für Lodz: jährlich 8 Rbl., halbjährlich 4 Rbl., vierteljährlich 2 Rbl.</p> <p>Für Auswärtige mit Postverendung: jährlich 9 Rbl. 20 Kop., halbjährlich 4 Rbl. 65 Kop., vierteljährlich 2 Rbl. 35 Kop.</p> <p>Preis eines Exemplars 6 Kop.</p>	<p>Erscheint 6 Mal wöchentlich.</p> <p>Redaktion und Expedition: Ringplatz 6.</p> <p>Manuskripte werden nicht zurückgeschickt.</p>	<p>Insertionsgebühr: für die Zeilzeile oder deren Raum 6 Kop., für Reclamen 10 Kop.</p> <p>Im Auslande übernehmen Insertionsaufträge sämtliche Annoncen-Bureaus.</p> <p>Im Warschau: Rajchman & Frencler, Senatorſtra 22.</p>
---	--	---

Inland.

Kiew. (Großes Brandunglück. — Bildung einer französischen Industriegeſellſchaft.) In der Nacht zum 18. Juni a. S. — so meldet ein „Golos“-Telegramm — ist die Stadt Kowno im Gouv. Wolhynien ein Raub der Flammen geworden. 5,000 Familien sind ohne Dach und Dachung geblieben. Die Rathbedrale, die Gerichtshöfe, die Gebäude verschiedener Anstalten — sie alle wurden ein Opfer des verheerenden Elements. Es hat sich hier selbst eine französische Geſellſchaft gebildet mit einem Kapital von 8,000,000 Rbl. zur Ausbeutung der Waldreichthümer in den am Weste liegenden Gouvernements.

Taganrog. (Erntebeginn.) — In manchen Stellen, wie ein Telegramm des „Golos“ — hat der Getreideernte bereits begonnen. Die Ernte ist vortheilhaft, Arbeitskräfte sind jedoch theuer geworden.

Definitive Verteilung der Reichsrenten. Dem hiesigen Gouvernementschef ist, dem „Golos“ zufolge, ein offizielles Telegramm zugegangen, welches die definitive Verteilung der Reichsrenten meldet. Die zur Verteilung zusammenzubereitenden Akten sind entlassen und nur einige werden zur Aufficht zurückgelassen werden. Die Gerechtigkeit verlangt es auszusprechen, daß man die Verteilung der Reichsrenten den energischen, von der höheren Administration getroffenen Maßregeln und der persönlichen Anwesenheit des Gouverneurs verdankt.

Teletypografie. (Entdeckung einer geheimen Typographie. — Alte heiligtlicher Nothheit.) Dieser Tage ist hier, wie der „Golos“ erzählt, eine geheime Typographie entdet worden. Man fand den auf Holz geschnittenen Text einer Proklamation, Karten und sonstiges Zubehör einer Druckerei. Die Leitung dieser Typographie befand sich fast ausschließlich in den Händen von Schülern der oberen Klassen der heiligen Gymnasien und der Realschule. Die Schuldigen sind ergriffen und zur Verantwortung gezogen worden. — Es sind hier wie dem obengenannten Blatt telegraphirt wird, neuerdings mehrere Fälle von heiligtlicher Nothheit vorgekommen. Passanten wurden nämlich Nachts auf den Straßen mit Schwefelsäure begossen. Eine Untersuchung über diese Vorfälle ist bereits im Gange.

Odeſſa. (Günstliche Operation.) Der bekannte Chirurg Herr Dr. Frider hat vor einigen Tagen an einem Manne eine Operation der Leber vorgenommen, wobei er den dritten Theil der Leber entfernt hat, und befindet sich der Patient heute bereits auf dem Wege vollkommenen Besinnung. Es ist diese Operation um so bemerkenswerther, als es überhaupt erst die dritte heilige Operation ist, welche man bisher in Russland gemacht hat. Mit besonderer Gedächtnlichkeit hat Herr Dr. Frider bisher „Gehirn-Operationen“ vollzogen und sind unter 8 Fällen 6 von glücklichen Erfolge gekrönt gewesen.

Moskau. Im verfloſſenen Monat Mai haben, der „Moskauer Deutschen Zeitung“ zufolge,

in Moskau 34 Feuerschäden stattgefunden und einen Gesamtschaden von beinahe einer Million Rbl. (956.025 Rbl.) verursacht.

Localberichte.

X Ein unbergelicher Abend. Nachdem wir Mittwoch im Sommertheater nach langer Ueberfättigung durch manche, zwar zum Lachen reizende, aber oft recht höfliche Stücken wieder einmal einer gelungenen Vorstellung begiegenderer Inhaltes: „König und Aiterſchägerin“ mit Vergnügen beigewohnt, wofür wir dem Herrn Beneficentien besonders dankbar, gelangten wir aus dem ganz schön beleuchteten Garten plötzlich — es war 11 1/2 Uhr — in eine auf der Straße herrschende, unheimliche egyptische Finsterniß, die nur momentan durch ringsum zuckende Blitze und Wetterleuchten aus ihrer orientalischen Ruhe geführt wurde. — Nach dem Stampfen der Pferde und Zurufen der Passanten konnte man nur ein Gemurre von Führerwerk in der Gegend des Ausganges vermuten, während man das Trottoir in ungefährer Richtung durch Hintertüren mit den Füßen und Unterfuchung mit dem Stode ängstlich einzuhalten bestritt sein mußte. Bei unwillkürlichen Gedanken an Strolche und Wegelagerer war die Situation der Fußgänger wie Fahrenden eine wahrhaft verzweifelte, wenn der gütige Himmel nicht den Plan gehabt hätte, die gängigsten Gemüther durch das großartige Schauspiel aus allen 4 Weltgegenden zuckender Blitze und Wetterleuchten, wenn auch nur vorübergehend, zu erfreuen und die Gehörneren durch dumpfes Rollen eines anfänglich entfernten Gewitters zu schärfen. — So tappte man langsamen Schrittes mit aller Vorsicht weiter, die Richtung der Straße von Zeit zu Zeit mit Hilfe von Blitzbeleuchtung innehaltend. Bald hörte man ausrufen: „wer stößt mich denn da!“, bald: „treten Sie mir doch nicht auf die Füße!“ oder wieder: „wo sind Sie denn? ich kann Sie ja nicht sehen!“ und im echten Jargon: „Chone bist Du do?“, die gelassene Stimme eines Sittenwächter rief darzwischen: „Kinder, in der Schreckenmacht hier kein Scandal gemacht!“ — Wohllich verstimmt das Rauschen neben uns fahrender Equipagen und im selben Augenblicke erhalten die Worte: „Moiſche fuhr! fuhr!“, wir aber bewunderten das Talent, in solcher Finsterniß sofort seinen Kollegen zu erkennen, sind aber überzeugt, daß dies weniger durch ungläublich scharfes Sehen, als vielmehr durch spezifischen Geruch möglich war. Solesch wurde die ganze Scene durch hoppelsteigende Wetterleuchten, wenn auch nur sehr vorübergehend, beleuchtet; zwei unserer famossten Fractons — Droſche ist eine so ordinäre Benennung — waren so aneinandergefahren, daß die beiden abgenauften Passanten, die Gelegenheit der Ruhe benutzend, Mund an Mund sich zärtlich küßend, da standen. Fast mußte man voraussetzen, daß es er und sie waren, die sich einst in glücklicheren Tagen geliebt und sich nun noch langer Trennung vor dem baldigen seligen Ende noch des Wiederberührens — denn jeht konnten sie nicht, weil sie bei der argen Dunkelheit, möglicherweise aber auch selbst aus Altersschwäche oder sonst einer Ursache, blind waren — erfreuten. Leider dauerte die himmlische

Beleuchtung nur zu geringe Augenblicke, als daß man den Anblick so poetischer Liebe länger hätte genießen können und selbst die jungfräulich-keusche Luna hatte sich, wohl solche Neugier vorausahnend, in dicke Wolkenſchleier gehüllt. — Von erfolgreich ausgeführten Leichenvisitationen hat man bisher glücklicherweise nichts gehört, wahrscheinlich sich irrthümlich in die eigenen Leichen gegriffen haben. — Nachdem wir unter sorgfältigem Zappen endlich das Hauptthor gefunden und uns über unsere unbeschäftigten Knochen gefreut hatten, kamen wir zu der Ueberzeugung: es ist doch wunderbar weise und vorbedacht auch bei uns in Lodz Alles geordnet, denn wenn die Strafen von brennenden Laternen erleuchtet gewesen wären, so hätten wir keine jo menschliche Naturfetzen, untermischt mit zarten, poetischen Intermezcos, genießen können und wer an diesem Abend den vollen Preis seines Theaterſittes nicht herausgeschlagen hat, der führt ein unbandbares, verlostes Herz in seiner Brust. Bist aber über den, der etwa annehmen wollte, die frühe Einstellung der Straßenbeleuchtung könnte aus ökonomischen Rücksichten in Folge des am Abend vorher stattgefundenen stärkeren Gasverbrauches veranlaßt worden sein, eine solche Annahme prädicir nur für mangelhaftes Verhältniß für großartige Naturereignisse und die Art und Weise, wie man dieselben effectvoller zur Anschauung bringen kann. Einige Freunde der Natur.

— Als der **Circus Salamonski** vorgestern zum ersten Male dem Publikum seine Pforten öffnete, erwießen sich seine geräumigen Lokalitäten als unzureichend.

Wer da einen Platz zu erobern mußte, galt als beneidenswert; das Gedränge war ein derart kolossales, der Kampf ums Dasein ein so intensiver, daß Einer, der auf der Gallerie Anwesenden, als kampfunfähig vom Platze, d. h. ohnmächtig, weggetragen werden mußte.

Wir warnen gleichzeitig das Publikum vor Langfingern, die allem Anscheine nach den Circus als passendes Operationsterrain ausersehen haben.

Eingekandt!

± Der in Nr. 5 dieses Blattes aus der „D. Verſ.-Post“ reproducirte Artikel weist auch die Schwächlichkeit einer zu hohen, als auf einer zu niedrigen Versicherung gegen Feuergefahr hin. Insofern es sich um die Versicherung einer geringen Veränderungen angelegter Habe handelt, wie Gebäude, Hausmobiliar zc., wäre das in jenem Artikel Gesagte vollkommen richtig. Auch das angeathene Alimentsmittel, nämlich eine von Zeit zu Zeit anfallende Restion der Versicherungssumme und nach deren Befund Erhöhung oder Reduktion der Versicherung eintreten zu lassen, wäre wohl angebracht. Wie soll aber der Fabricant verfahren, welchen heute eine sehr große Quantität Waaren eingekauft wurde und morgen auch nicht ein Stück mehr an Lager hat? Der wenn durch irgend welche Umstände sein Warenlager auf kurze Zeit zu einer unerwarteten Größe sich anhäuft? Dielem ist ein fortwährendes Vergrößern oder Verkleinern seiner Versicherung nicht möglich, da dies einerseits zu viel Umstände, andererseits auch unnötige Police- und Postspesen verursachen würde. Da nun aber gerade dann ein Brandunglück ein

Abb. 2: „Lodzer Tageblatt“ vom 27. Juni 1881, Staatsarchiv Łódź

den. Daraus folgt, dass eine kontinuierliche Textrezeption zum Verständnis einzelner Texte erforderlich ist. Sie sind nicht aus sich heraus verständlich und erfordern Vorwissen. An der Gestalt von nachrichten- und kommentarähnlichen Texten werden die kommunikativen Maximen, die später journalistische Textsorten und die damit verbundene Massenkommunikation prägen, kaum sichtbar. Nachricht, Kommentar und Glosse, also informationszentrierte und meinungsbetonte Textsorten, sind überhaupt noch nicht deutlich voneinander getrennt. Für die Geschichte des deutschsprachigen Zeitungswesens sind weiterführende Forschungen erforderlich. Dazu gehören:

- die vollständige Erschließung des gesamten Quellenmaterials in den betreffenden Städten und Regionen,
- der Versuch einer noch präziseren Beschreibung der Funktionen der deutschsprachigen Zeitungsproduktion für die jeweilige Bevölkerung – auch in gesellschaftlichen Krisensituationen,
- der Versuch, das Verhältnis zwischen deutsch- und anderssprachigen Zeitungen noch etwas genauer zu fassen (etwa inwieweit deutschsprachige Zeitungen z. B. bei der Gestaltung des Layouts von anderssprachigen Zeitungen profitieren, wie sich die einzelnen Sprachen wechselseitig befruchten),
- die Charakterisierung der sprachlichen Form mit den folgenden Leitfragen: Lassen sich die bisher ermittelten Thesen zum Textsortenwandel bestätigen? Also: Wann bildet sich welche Textsorte heraus? Wann und warum erfolgt die sprachliche Differenzierung der entsprechenden Textsorten? Lassen sich bestimmte „Sattelzeiten“ ermitteln, die für die Textsortenentwicklung ganz besondere Bedeutung besitzen?
- Längsschnittuntersuchungen einiger repräsentativer Zeitungen hinsichtlich linguistischer Einzelfragen, wobei besonders die folgenden Fragen zu beantworten sein dürften: Wann löst sich ein bürgerlicher Konversationsstil zugunsten eines zeitungsspezifischen Stils ab? Das heißt beispielsweise: Wann verschwindet die komplexe Syntax zugunsten einer einfacheren? Wann verliert die Rhetorik, insbesondere die rhetorischen Figuren an

Einfluss? Wann und warum verändern sich kommunikative Maximen?

Ein besonderer Schwerpunkt der zukünftigen Untersuchungen sollte nach den Ergebnissen der Tagung auch darin liegen, den Einfluss von politischen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen auf die Zeitungssprache noch näher herauszuarbeiten. Besondere Bedeutung wird hier sprachlichen Formen der Ideologisierung zukommen. Wie sich die wirtschaftliche Entwicklung einer Stadt in ihren Zeitungen spiegelt, kann ein Blick auf die Titelblätter zweier Lodzer Zeitungen verdeutlichen. Łódź hatte sich in wenigen Jahren dank seiner privilegierten Stellung als Zentrum der Textilindustrie vom kleinen Dorf zum „Manchester des Ostens“ entwickelt. Das Titelblatt des *Lodzer Tageblatts* vom 27. Juni (nach russischem Kalender 9. Juli) 1881 zeigt noch ein ruhiges, wenngleich kaum gegliedertes Bild von den Ereignissen der Welt (Abb. 2). Die *Lodzer Zeitung* vom 20. Oktober (1. November) 1899 führt uns dagegen mitten hinein in den Rhythmus einer pulsierenden Großstadt um die Jahrhundertwende. Sie wird bestimmt von Anzeigen und einem Schicksalsroman in Fortsetzungen (Abb. 3). Diese wenigen Hinweise konnten vielleicht deutlich machen, dass es sich bei der „Geschichte der deutschsprachigen Zeitungen“ um ein Thema handelt, dass viele Ansätze zur Zusammenarbeit über Fächer- und Landesgrenzen hinaus beinhaltet. Eine gleichnamige Forschungsstelle am Institut für Germanistik der Justus-Liebig-Universität und eine Internetseite sollen auch in Zukunft weitere Forschungen anregen und bekannt machen.

Anmerkungen

¹ Der Tagungsband wird in Kürze unter dem Titel „Deutschsprachige Zeitungen in Mittel- und Osteuropa“ im Weidler Verlag, Berlin, erscheinen. Der FAZIT-Stiftung der Frankfurter Allgemeinen Zeitung und dem „Verein für deutsche Kulturbeziehungen im Ausland“ (VDA), St. Augustin, danken wir auch an dieser Stelle für die finanzielle Förderung.

² Karl Schlögel, *Im Raume lesen wir die Zeit*, München, Wien: Hanser 2003.

³ Man vergleiche ebd. S. 106.

⁴ Man vergleiche dazu auch Jörg Riecke, *Deutsche Sprache und deutschsprachige Zeitungen in Lodz. Aspekte einer Geschichte des Neuhochdeutschen in Ostmitteleuropa*. In: *Beiträge zu Linguistik und Phonetik. Festschrift für Joachim Göschel zum 70. Geburtstag*, hg. v. Angelika Braun, Stuttgart: Steiner 2001, S. 95–118.

Personalmeldungen der Justus-Liebig-Universität Gießen

Universitätsleitung

Prof. Dr. *Stefan Hormuth* wurde von der Wahlversammlung am 22. Oktober 2003 zum Präsidenten der Justus-Liebig-Universität Gießen für die Amtszeit vom 16. Dezember 2003 bis 15. Dezember 2009 wieder gewählt. Prof. Dr. phil. *Hannes Neumann* (Sportwissenschaft mit dem Schwerpunkt Trainingswissenschaft) wurde von der Wahlversammlung auf Vorschlag des Präsidenten am 22. Januar 2003 zum ersten Vizepräsidenten für die Amtszeit vom 1. April 2003 bis 31. März 2005 wieder gewählt.

Ablehnung von Rufungen

Prof. Dr. rer. pol. *Wolfgang Bessler* (Betriebswirtschaftslehre mit dem Schwerpunkt Finanzierung und Banken) an die Universität Göttingen.
Prof. *Martin Buhmann*, Ph.D. (Numerische Mathematik), an die University of Leicester (Großbritannien).

Prof. Dr. rer. soc. *Ludwig Duncker* (Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Pädagogik des Primar- und Sekundarbereichs) an die Pädagogische Hochschule Weingarten.

Prof. Dr. rer. pol. *Martin Glaum* (Betriebswirtschaftslehre mit dem Schwerpunkt Internationales Management und Kommunikation) an die Universität St. Gallen (Schweiz).
Prof. Dr. jur. *Gabriele Wolfslast*, (Strafrecht und Strafprozessrecht) an die Universität Göttingen.

Annahme von Rufungen

Prof. Dr. med. *Ludwig Gortner* (Kinderheilkunde) an die Universität des Saarlandes, nachdem er zuvor einen Ruf an die Universität Lübeck abgelehnt hatte.

Prof. Dr. phil. *Friedrich Vollhardt* (Neuere deutsche Literaturwissenschaft) an die Universität München, nachdem er zuvor einen Ruf an die Universität Regensburg abgelehnt hatte.

Neubesetzungen von Universitätsprofessuren

Sozial- und Kulturwissenschaften

C4-Professur für Musikpädagogik:
Prof. Dr. phil. *Thomas Phleps*, vorher Professor an der Universität Bremen.
C3-Professur für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Allgemeine Heil- und Sonderpädagogik:
Prof. Dr. phil. *Vera Moser*, vorher Wissenschaftliche Assistentin an der Universität Frankfurt/Main.
C3-Professur für Soziologie mit dem Schwerpunkt Mikrosoziologie:
Prof. Dr. phil. *Herbert Willems*, vorher Vertreter einer Professur an der Universität Gießen.
C3-Professur für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Schulpädagogik:
Prof. Dr. phil. *Jochen Wissinger*, vorher Vertreter einer Professur an der Universität Gießen.

Prof. Dr. theol. *Franz-Josef Bäumer*, vorher Professor an der Philosophisch-Theologischen Hochschule der Franziskaner und Kapuziner in Münster.

C3-Professur für Turkologie:

Prof. Dr. phil. *Mark Kirchner*, vorher Wissenschaftlicher Assistent an der Universität Frankfurt/Main.

C3-Professur auf Zeit für Neuere Geschichte mit besonderer Berücksichtigung des 19. und 20. Jahrhunderts:

Prof. Dr. phil. *Winfried Speitkamp*, vorher Hochschuldozent an der Universität Gießen.

Sprache, Literatur, Kultur

C4-Professur für Englische Sprachwissenschaft:

Prof. Dr. phil. *Joybrato Mukherjee*, vorher Wissenschaftlicher Assistent an der Universität Bonn.

Geschichts- und Kulturwissenschaften

C4-Professur für Bibelwissenschaften AT und NT:
Prof. Dr. theol. *Ute E. Eisen*, vorher Wissenschaftliche Assistentin an der Universität Kiel.
C3-Professur für Religionspädagogik:

Psychologie und Sportwissenschaft

C3-Professur für Entwicklungspsychologie:

Prof. Dr. phil. *Gudrun Schwarzer*, vorher Forschungsgruppenleiterin am Friedrich-Miescher-Laboratorium der Max-Planck-Gesellschaft in Tübingen.

Mathematik und Informatik, Physik, Geographie

C3-Professur für Angewandte Physik mit dem Schwerpunkt Festkörperphysik:
Prof. Dr. rer. nat. *Derck Schlettwein*, vorher Wissenschaftlicher Angestellter an der Universität Oldenburg.

Biologie, Chemie und Geowissenschaften

C3-Professur für Spezielle Zoologie mit dem Schwerpunkt Biodiversitätsforschung:
Prof. Dr. rer. nat. *Thomas Wilke*, vorher Assistant Professor an der George Washington University (USA).

Agrarwissenschaften, Ökotoxologie und Umweltmanagement

C3-Professur auf Zeit für Ernährungsphysiologie (Stiftungsprofessur):
Prof. Dr. oec. troph. *Ingrid Hoffmann*, vorher Gastwissenschaftlerin an der University Loma Linda (USA).
C3-Professur für Pflanzenernährung mit dem Schwerpunkt Biochemie der Ernährung der Pflanze:
Prof. Dr. agr. *Karl Hermann Mühling*, vorher Lehrbeauftragter an der Universität Kiel.

Veterinärmedizin

C4-Professur für Kleintierchirurgie:
Prof. Dr. med. vet. *Martin Kramer*, vorher Professor an der Universität Gent (Belgien).
C4-Professur für Innere Medizin der Kleintiere:
Prof. Dr. med. vet. *Reto Neiger*, Ph.D., vorher Lecturer an der University of London (Großbritannien).

Medizin

C3-Professur für Innere Medizin mit dem Schwerpunkt Infektiologie:
Prof. Dr. med. *Jürgen Lohmeyer*, vorher Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Gießen.
C3-Professur auf Zeit für Kardiovaskuläre Zellphysiologie:
Prof. Dr. phil. nat. *Heinrich Sauer*, vorher Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Köln.

Zu außerplanmäßigen Professoren wurden ernannt

Privatdozent Dr. med. *Michael N. Berliner*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Innere Medizin, für das Fachgebiet Physikalische Medizin und Rheumatologie.
Privatdozentin Dr. phil. *Hanne-Margret Birkenbach-Wellmann*, als Hochschuldozentin Inhaberin einer Jean-Monnet-Professur am Institut für Politikwissenschaft, für das Fachgebiet Politikwissenschaft.
Privatdozent Dr. phil. *Hans Rupprecht Goette*, Wissenschaftlicher Rat am Deutschen Archäologischen Institut in Berlin, für das Fachgebiet Klassische Archäologie.

Privatdozent Dr. rer. nat. *Martin Greiner*, Senior Research Scientist, Siemens AG, München, für das Fachgebiet Theoretische Physik.

Privatdozent Dr. rer. nat. *Ralf Henkel*, Hochschuldozent am Zentrum für Dermatologie und Andrologie, für das Fachgebiet Reproduktionsbiologie.

Privatdozent Dr. med. *Michael Kann*, Hochschuldozent am Institut für Medizinische Virologie, für das Fachgebiet Virologie.

Privatdozent Dr. med. *Werner Krumholz*, Chefarzt der Abteilung Anästhesiologie, Operative Intensivmedizin und Schmerztherapie, Bethlehem-Krankenhaus in Stolberg, für das Fachgebiet Anästhesiologie und Operative Intensivmedizin.

Privatdozent Dr. rer. soc. *Wolfgang Schneider*, Studienrat im Hochschuldienst am Institut für Soziologie, für das Fachgebiet Soziologie.

Privatdozentin Dr. phil. *Beate Regina Suchla*, Inhaberin der Grundlagenforschungsstelle Dionysius Areopagita in Göttingen, für das Fachgebiet Philosophie, Schwerpunkt Antike und Mittelalter.

Privatdozent *Robert L. Snipes*, Ph.D., Akademischer Oberarzt am Zentrum für Anatomie und Zellbiologie, für das Fachgebiet Anatomie.

Privatdozent Dr. med. *Friedrich Karl Tegtmeyer*, Direktor der Kinderklinik des Klinikums Kassel verbunden mit der Leitung des Kinderkrankenhauses Park Schönfeld in Kassel, für das Fachgebiet Pädiatrie.

Privatdozent Dr. phil. *Philipp Wolf*, Studienrat an der Oswald-von-Nell-Breuning-Schule in Rödermark, für das Fachgebiet Neuere Englische und Amerikanische Literatur.

Privatdozent Dr. med. *Stefan Wudy*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Kinderheilkunde und Jugendmedizin, für das Fachgebiet Kinderheilkunde.

Emeritierungen und Pensionierungen

Prof. Dr. rer. nat. *Hubertus Ahlbrecht* (Organische Chemie) zum 30. 9. 2003.

Prof. Dr. phil. *Hannes Bolterauer* (Theoretische Physik) zum 30. 9. 2003.

Prof. Dr. med. vet. Dr. h. c. *Hartwig Bostedt* (Physiologie und Pathologie der Fortpflanzung) zum 30. 9. 2003.

Prof. Dr. phil. *François Fricker* (Mathematik) zum 30. 9. 2003.

Prof. Dr. rer. nat. *Norbert Grün* (Theoretische Physik) zum 31. 3. 2004.

Prof. Dr. rer. nat. *Willibald Haffner* (Geographie) zum 31. 3. 2004.

Prof. Dr. phil. *Gert Haubensak* (Allgemeine Psychologie) zum 31. 3. 2004.

Prof. Dr. phil. *Hans-Heinrich Kaminski* (Mittelalterliche Geschichte) zum 30. 9. 2003.

Prof. Dr. phil. *Eberhard Kötter* (Musikwissenschaft) zum 31. 3. 2004.

Prof. Dr. med. *Harald von Lieven* (Strahlentherapie) zum 30. 9. 2003.

Prof. Dr. med. *Reinhard F. Matthias* (Innere Medizin, Schwerpunkt Angiologie) zum 30. 9. 2003.

Prof. Dr. phil. Dr. h. c. *Peter Moraw* (Mittelalterliche Geschichte, Deutsche Landesgeschichte, Wirtschafts- und Sozialgeschichte) zum 30. 9. 2003.

Prof. Dr. rer. nat. *Edwin Pahlich* (Botanik) zum 30. 9. 2003.
Prof. Dr. rer. nat. *Frohild Ringe* (Botanik) zum 31. 3. 2004.
Prof. Dr. med. dent. *Rosemarie Ritter-Horn* (Vorklinische Zahnheilkunde) zum 30. 9. 2003.
Prof. Dr. rer. nat. *Karl-Heinz Schartner* (Experimentalphysik) zum 31. 3. 2004.
Prof. Dr. rer. nat. *Rudolf Schipp* (Zoologie) zum 30. 9. 2003.
Prof. Dr. med. *Wilhelm Schoner* (Biochemie) zum 30. 9. 2003.
Prof. Dr. phil. *Hans-Jürgen Schröder* (Zeitgeschichte) zum 30. 9. 2003.
Prof. Dr. rer. pol. *Helga Seeger-Luckenbach* (Volkswirtschaftslehre) zum 30. 9. 2003.

Prof. Dr. rer. pol. *Friedrich Wilhelm Selchert* (Betriebswirtschaftslehre) zum 30. 9. 2003.
Prof. Dr. agr. *Jörg Steinbach* (Ökologie der Nutztiere, insbesondere in den Tropen und Subtropen) zum 30. 9. 2003.
Prof. Dr. med. *Hansjörg Teschemacher* (Pharmakologie) zum 31. 3. 2004.
Prof. Dr. rer. nat. *Eberhard Todt* (Pädagogische Psychologie) zum 30. 9. 2003.
Prof. Dr. agr. *Edgar Weigand*, Ph. D. (Tierernährung-Mikrobiologie der Verdauung und spezielle Futtermittelkunde) zum 30. 9. 2003.
Prof. Dr. med. *Hans-Joachim Weitowitz* (Arbeits- und Sozialmedizin) zum 31. 3. 2004.

Prof. Dr. Jost Benedum

Geboren: 16. Januar 1937

Gestorben: 23. Dezember 2003

Die Gießener Hochschulgesellschaft trauert um Prof. Dr. phil. Jost Benedum. Prof. Benedum, emeritierter Professor für Geschichte der Medizin, war seit 1990 Mitglied des Vorstandes der Gießener Hochschulgesellschaft. In seiner Funktion als Schriftführer hat er wesentlich zur Kontinuität der Vorstandsarbeit beigetragen, insbesondere hat er sich jedoch als Schriftleiter der Gießener Universitätsblätter große Verdienste erworben. Als ein den Buchwissenschaften verschriebener Altertumswissenschaftler und Medizinhistoriker ist er dieser Aufgabe mit Liebe und Elan nachgekommen. Das heutige Erscheinungsbild der Gießener Universitätsblätter trägt seinen Stempel.

Prof. Benedum hat gerne gegeben und sich und seine wissenschaftliche Kompetenz zur Verfügung gestellt. Dies gilt für sein Engagement bei der Mainzer Akademie der Wissenschaften, der er seit 1993 als ordentliches Mitglied angehörte, aber auch für sein über den Fachbereich Medizin und die Gießener Hochschulgesellschaft hinausgehendes Engagement an der Justus-Liebig-Universität Gießen. So hat ihm der Fachbereich Veterinärmedizin 1992 seinen Einsatz für die Geschichte der Veterinärmedizin mit der Verleihung der Zweitmitgliedschaft gedankt und ihn 2001 mit der Pfeiffer-Medaille geehrt.

Prof. Benedum hat sich mit Tatkraft und großem Erfolg und auf breiter Ebene für die Belange der Gießener Hochschulgesellschaft eingesetzt; die Gießener Hochschulgesellschaft wird ihm ein ehrendes Gedenken bewahren.

Dr. Wolfgang Maaß
(Präsident des Verwaltungsrates)

Prof. Dr. Dr. h. c. Bernd Hoffmann
(Vorsitzender des Vorstandes)

Biographische Notizen

Uta-Sophie Adorf-Kato, geb. 1953, Pianistin, Musikerzieherin, Kammermusikerin. Studium der Schulmusik, Geographie, Klavierpädagogik und des Künstlerischen Klavierspiels als Stipendiatin der Studienstiftung des Deutschen Volkes in Freiburg/Br. und am „Mozarteum“ in Salzburg, u. a. bei Hiroshi Kajiwara, Mechthild Hatz und Gilbert Schuchter; Meisterkurse u. a. bei György Sebök (USA).

1. Staatsexamen f. d. Höhere Lehramt, Klavierlehrdiplom (SMP), Künstlerische Reifeprüfung Klavierkammermusik. Seit 1978 Musikerzieherin (Wiss. Mitarb.) für Klavier und Kammermusik an der JLU Gießen. Seit 1980 Durchführung öffentlicher studentischer Musikabende. 1979, 1987, 1990 und 2000 Referentin auf Kongressen der European Piano Teacher's Association und Veröffentlichungen im EPTA-Journal. Mitarbeit an der Publikation von Prof. Dr. Keiichi Kubota (Geigakugei Tokyo) über den Pianisten Hiroshi Kajiwara (Tokyo 2004).

Seit Mitte der 1970er Jahre rege Konzerttätigkeit vorwiegend als Kammermusikpartnerin namhafter Instrumental- und Gesangssolisten in Europa und Japan. Verpflichtung als Solistin in mehr als 20 Klavierkonzerten mit Orchester, in Gießen u. a. zu Konzerten von Chopin, Mendelssohn und Schumann. Mitwirkung in Theater-, Rundfunk-, Fernseh- und CD-Produktionen. 2001 CD-Publikation von Schuberts „Winterreise“ mit dem Bassbariton Thomas Wiegand. Seit 1990 Leitung von Dozentenkonzerten des Musikinstituts, seit 1999 Künstlerische Leitung der Kammerkonzerte in der Aula der Universität.

Wilfried Behrens, geb. 1942 in Hamburg. Mittlere Reife, Lehre zum Einzelhandelskaufmann bei KARSTADT. Wehrdienst (Fallschirmspringer); Wiedereinstieg bei KARSTADT als Substitut, 1968 Abteilungsleiter. Weitere Stationen: Geschäftsführerassistent; ab 1974 KARSTADT-Geschäftsführer in Schleswig, 1975 in Leonberg, 1977–1984 in Trier, ab März 1984 in Gießen. Seit 1988 Arbeitnehmervertreter im Aufsichtsrat der KARSTADTQuelle AG und Sprecher der Leitenden Angestellten.

Dr. rer. pol. Armin Bohnet, geb. 1936 in Bessarabien. Ausbildung zum Industriekaufmann, Studium der Volkswirtschaftslehre in Tübingen und München. 1965 Promotion, 1973 Habilitation an der Universität Mannheim. 1974–2002 Professor für Öffentliche Finanzen sowie Theorie und Vergleich der Wirtschaftssysteme an der JLU Gießen. Initiator der Partnerschaft der Universitäten Gießen und Łódź, Mitbegründer der wirtschaftswissenschaftlichen Kooperation mit der Partneruniversität Kazan und der Tongji-Universität in Schanghai. 2001 Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Kazaner Staatsuniversität.

Dr. phil. Sascha Feuchert, geb. 1971 in Gießen, Studium der Germanistik, Anglistik und Pädagogik für das Lehr-

amt an Gymnasien in Gießen, 1999 Staatsexamen, 2003 Promotion mit der Arbeit „Oskar Rosenfeld und Oskar Singer – zwei Autoren des Łódźer Gettos. Studien zur Holocaustliteratur“. Seit 2000 Wiss. Mitarbeiter und Lehrbeauftragter am Institut für Germanistik (Arbeitsbereich Neuere deutsche Literatur) der JLU Gießen, Mitbegründer und stell. Leiter der Arbeitsstelle Holocaustliteratur (vgl. <http://www.holocaustliteratur.de>).

Heiner Goebbels, geb. 1952 in Neustadt/Weinstraße. Studium der Soziologie (Diplom) und Musik (Staatsexamen). Komponist, Regisseur, Theatermacher, Professor am Institut für Angewandte Theaterwissenschaft der JLU Gießen (Schwerpunkt künstlerische Praxis). Nach Kompositionen für Theater, Film, Ballett (Ende der 70er Jahre) seit Mitte der 80er Jahre szenische Konzerte und – vielfach preisgekrönt – komponierte Hörstücke (meist nach Texten von Heiner Müller). Plattenaufnahmen mit verschiedenen experimentellen Formationen. Seit Beginn der 90er Jahre Kompositionen und Regie eigener Musiktheaterstücke, zahlreiche Kompositionen für Ensemble und großes Orchester. Mitglied der Akademie der darstellenden Künste, Frankfurt, und der Akademie der Künste, Berlin; Honorable Fellow am Dartington College of Arts, Träger des Hessischen Kulturpreises und der Goethe-Plakette der Stadt Frankfurt. 2001 Auszeichnung mit dem Europäischen Theaterpreis – Neue Theaterrealitäten.

Dipl. oec. troph. Manuel Heinrich, geb. 1974 in Bad Reichenhall. Studium der Haushalts- und Ernährungswissenschaften an der JLU Gießen, Fachrichtung Haushaltswissenschaft; Vertiefung in Kommunikation und Beratung sowie Informatik. Bis 2002 freier Mitarbeiter am Zentrum für Medien und Interaktivität als Web-Beauftragter. 2002–2003 Anstellung als Koordinator für das Liebig-Jahr 2003 im Präsidialbüro der JLU. Arbeitsschwerpunkte: Hochschulmarketing, Wissenschafts-PR, Webauftritte, Fundraising; Beratung, Projektmanagement und Veranstaltungsorganisation auf diesen Gebieten.

PD Dr. agr. Günther Klaus Judel, geb. 1923 in Prenzlau/Uckermark. Abitur in Mülheim/R. 1942–1945 Wehrdienst als Fluglotse, später als Fallschirmjäger. 1947–1950 Studium der Landwirtschaft in Gießen. 1954 Promotion zum Dr. agr. mit dem Thema „Bestimmung des Redoxpotentials im Boden“. 1954–1958 Wiss. Assistent am Agrikulturchemischen Institut in Gießen. 1959–1968 Abteilungsleiter an der „Landwirtschaftlichen Forschung Hanninghof“ der Ruhr-Stickstoff AG in Dülmen/Westf. 1968–1976 Wiss. Assistent am Institut für Pflanzenernährung in Gießen, dort 1973 Habilitation und Hochschuldozent für das Fach Pflanzenernährung. 1976 Ernennung zum Akademischen Rat, 1980 zum Akademischen Oberrat. Ende 1987 Eintritt in

den Ruhestand. Seit 1982 im Vorstand des Liebig-Museums in Gießen. Mehr als 100 Originalarbeiten, 6 Übersichtsarbeiten, Verfasser oder Herausgeber von 9 Büchern.

Prof. Dr. med. Hans-Dieter Klenk, geb. 1938 in Köln. 1958–1963 Studium der Medizin an den Universitäten Tübingen, Wien und Köln. 1964–1967 Studium der Biochemie an der Universität Tübingen. 1967–1970 Gastwissenschaftler an der Rockefeller-University, New York. 1970–1985 Professor (C3) für Virologie am Fachbereich Humanmedizin der JLU Gießen. Seit 1985 Professor für Virologie und Direktor des Instituts für Virologie am Klinikum der Philipps-Universität Marburg. Arbeitsschwerpunkte: Struktur, Vermehrung und Pathogenitätsmechanismen von Influenzaviren, Paramyxoviren, Marburg- und Ebolaviren. Über 400 Fachpublikationen.

Dr. rer. nat. Kerstin Kreutz, geb. 1963. 1982–1988 Studium der Anthropologie und Zoologie an der Universität Göttingen. 1989–1994 Wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Arbeitsgruppe Paläopathologie am Zentrum Anatomie der Universität Göttingen. 1996 Promotion an der JLU Gießen. 1989–1994 Erstellung und Ausarbeitung des Datenbankprojektes „Paläodemographie“ (DFG [Schu 396/6]) am Zentrum Anatomie der Universität Göttingen (Prof. Dr. med. Dr. rer. nat. M. Schultz). Forschungsaufenthalte in Italien und Jordanien. 1997–1998 freie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Angewandte Forensische Medizin und Angewandte Forensische Anthropologie, Remagen. 1998–2003 Wissenschaftliche Assistentin am Anthropologischen Institut der JLU Gießen. Seit 2004 Lehrbeauftragte für Forensische Anthropologie an der JLU Gießen, Sachverständige für anthropologische Gutachten. Publikationen auf den Gebieten Paläopathologie, Paläodemographie und Prähistorische und Forensische Anthropologie. Mitglied der Gesellschaft für Anthropologie, Palaeopathology Association, American Association of Physical Anthropologists und der Deutschen Gesellschaft für Rechtsmedizin.

Dr. phil. Matthias Recke, geb. 1968 in Tübingen. Studium der Klassischen Archäologie, Alten Geschichte und Vor- und Frühgeschichte in Gießen, Marburg und Berlin. 1994 Magister Artium. 1997–1998 Wissenschaftliche Hilfskraft am Deutschen Archäologischen Institut in Athen, 1999 Promotion an der JLU mit einer mentalgeschichtlichen Arbeit über attische Keramik archaischer und klassischer Zeit. Seit 2000 Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Professur für Klassische Archäologie in Gießen. Seit 1994 Mitarbeiter der Ausgrabungen in Perge (Türkei) und wissenschaftliche Bearbeitung der Keramik klassischer und hellenistischer Zeit, seit 2000 auch die der Spätbronze- und Eisenzeit (im Rahmen eines Habil.-Projektes zur Akkulturation Perges). Verschiedene Forschungen zur Archäologie des östlichen Mittelmeerraumes (Aigina, Kilikien, Zypern).

Hochschuldozent Dr. Jörg Riecke, geboren 1960 in Bielefeld. Studium der Germanistik und Geschichte an den Universitäten Marburg und Regensburg. 1987–1992 Stipendiat der Studienstiftung des deutschen Volkes. 1992 Promotion in Regensburg mit einer Arbeit über althochdeutsche

Verben. 1993/94 Gastdozent an der Universität Brünn/Tschechische Republik. Seit 1994 zunächst als Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Germanistik der JLU Gießen, 2003 Habilitation mit einer Arbeit über die Frühgeschichte der medizinischen Fachsprache im Deutschen. Im SS 2004 Vertretung einer Professur für Geschichte der deutschen Sprache an der Universität Frankfurt/M. Arbeitsschwerpunkte: Geschichte der deutschen Sprache, Sprachkontakt, Sprache im Nationalsozialismus, deutschsprachige Zeitungen, Namenkunde. Veröffentlichungen u.a.: Spätmittelhochdeutscher Wortschatz (mit K. Matzel), 1990; Die schwachen Jan-Verben des Althochdeutschen, 1995; Südheßisches Flurnamenbuch (mit Hans Ramge), 2002; Im Eilschritt durch den Gettotag (mit Sascha Feuchert u. Erwin Leibfried), 2002; Helena Anna Geyer, Aus meinem Leben, 2002.

Matthias Ried, geb. 1978. Diplomstudium Erziehungswissenschaften an der Universität Gießen. Arbeitserfahrungen in der Offenen Jugendarbeit. Diplomarbeit zum Thema: Schule schwänzen aus der Sicht der „Schulschwänzer“.

Prof. Dr. Dietmar Rösler, geb. 1951. Nach dem Studium der Germanistik und Publizistik an der FU Berlin DAAD-Lektor am University College Dublin (1977–1980) und Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Fachbereich Germanistik der FU Berlin (1981 – 1986). 1986–1996 Hochschul-lehrer am Department of German des King's College der University of London. Seit 1996 Professur für Deutsch als Zweit- und Fremdsprache an der JLU Gießen. Forschungsschwerpunkte: Verhältnis von gesteuertem und natürlichem Zweit- und Fremdsprachenlernen, Lehrmaterialanalyse, Interkulturelle Kommunikation, Grammatikvermittlung, Technologie und Fremdsprachenlernen. Buchpublikationen u.a.: Lernerbezug und Lehrmaterial Deutsch als Fremdsprache. Voraussetzungen für die Adaption von konventionellem Material, 1984; Datenbank für den Sprachunterricht (mit R. Skiba), 1987; Deutsch als Fremdsprache, 1994; Bibliographie Didaktik Deutsch als Zweit- und Fremdsprache 1975–1996 (mit F. Gonzalez, G. Schäfer, C. Tamme), 1998; Deutsch als Fremdsprache außerhalb des deutschsprachigen Raums, 1998; Internet-Aufgaben Deutsch als Fremdsprache (mit M. Biechele, St. Ulrich, N. Würffel), 2003. Genauere Informationen unter: <http://www.uni-giessen.de/~g91010/roesler.htm>

Prof. Dr. Eckart Voland, geb. 1949 in Hann. Münden. Studium der Biologie und Sozialwissenschaften an der Universität Göttingen. 1978 Promotion zum Dr. rer. nat. mit einer Arbeit zum Sozialverhalten von Primaten. DFG-Stipendiat. 1992 Habilitation (Uni Göttingen) für Anthropologie. 1993–1994 Senior Research Fellow im Dept. of Anthropology, University College London. Seit 1995 Professor für Philosophie der Biowissenschaften am Zentrum für Philosophie und Grundlagen der Wissenschaft der JLU. Forschungsarbeiten vorrangig auf den Gebieten der Evolutionären Anthropologie (Soziobiologie, Verhaltensökologie, Evolutionäre Ethik, Evolutionäre Ästhetik, Evolutionäre Religionswissenschaft) und historischen Demographie. Korrespondierendes Mitglied der Joachim-Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften zu Hamburg. [www.uni-giessen.de/~gm10]